

Albrecht von Roon.

Graf Albrecht von Roon.

Preußischer Kriegs- und Marine-Minister.

Ein Lebens- und Charakter-Bild.

Von

Otto Immelmann.

Mit einem Bildnis.

Leipzig.
R. Voigtländer's Verlag.
1898.

1946. Biographische Volksbücher 44—47.

Druck von H. Klöppel, Gernrode (Harz).

Inhalt.

Die beispiellosen Erfolge der 60er und 70er Jahre haben im Deutschen ein Gefühl erweckt, das ihm seit Jahrhunderten abhanden gekommen war: Die Selbstschätzung. Das mag mit Freuden begrüßt werden. Und doch, wenn man die Geschichte jener Jahre näher betrachtet, wie wenig giebt sie Grund zur Überhebung über andere Nationen! Nicht den Träumen der Achtundvierziger, nicht Turnvereinen und Parlamentsrednern verdanken wir die Entstehung des einigen Reiches, sondern lediglich der rastlosen Energie einiger weniger Männer, die sich um den Thron scharten, um rücksichtslos gegen sich und andere das durchzuführen, was sie und ihr allergnädigster Herr für nötig und für Recht befanden.

So wurzelt der Erfolg zum wesentlichen im preußischen Heerwesen, damals unbestritten dem besten, welches es auf Erden gab. Aber die Stärke dieser Waffenschule des Volkes beruhte vor allem und beruht auch noch in der strengen Befolgung ihres Katechismus, der vollendetsten Erfüllung des Fahneneides. Kriegsfertigkeit, ehrenhafte Führung, Kameradschaft, Gehorsam sind mehr oder weniger leicht anzuerziehen; sie gehen, zum mindesten beim Offizier, völlig in Fleisch und Blut über. Auch die Treue bis zum Tode ist ein Charakterzug aller deutschen Stämme; es wäre darum falsch, sie als hervorstechende Eigenschaft eines Einzelnen zu rühmen. Aber treu sein über die Grenzen des menschlichen Begriffs hinaus, das kann nur ein stahlharter, wettererprobter Charakter, der die Verantwortung nicht scheut, sondern bereit ist, Liebe und Verehrung der Mitmenschen, eigenes Ansehen, ja die äußere Ehre zu verpfänden, wenn es das Interesse von Fürst und Volk erfordert.

Einer aus dem Kreise solch' seltener Männer ist es, dessen Bild uns die nachfolgenden Blätter wieder vor Augen

führen wollen. In den uns überlieferten Skizzen aus seinem Leben erscheint der alte Roon als das Urbild eines Soldaten: Seine Gestalt hoch, kräftig, gebietend; sein Wille eisern; sein Blick ernst, durchdringend; sein Wesen nach außen hin schroff, im Innern jedoch reines Wohlwollen und Liebe gegen die Mitmenschen; alles zusammengefaßt zu dem einen Zwecke und in dem einen Gedanken: Pflichttreue, gegründet auf unerschütterliches Gottvertrauen, und unbegrenzte Hingebung an den Monarchen. Das Bild ist wohl richtig. Aber es fehlt ihm ein Wesentliches zu seiner gerechten Würdigung, der Werdegang, welchen dieser Charakter zu durchlaufen hatte, um zu dem zu werden, was er geworden ist: Des Königs treuer Feldwebel.

---

1. Jugend- und Lehrjahre.

Die Chronik bezeichnet Holland als die Heimat der Roons. Hier besaß das sehr edele und alte Geschlecht der van Roons (de Ron) bereits im 12. Jahrhundert die Herrschaft Roon auf der Insel Ysselmonde. Im Jahre 1555 (1567?) verließ Blaise de Ron infolge der spanischen Religionsverfolgungen die Niederlande und ließ sich als Bankier in Frankfurt a. M. nieder. Einer seiner Nachkommen, Johann Noah, kam 1765 nach Berlin, und dessen Sohn Isaak Heinrich Friedrich finden wir um die Jahrhundertwende auf dem Gute Pleushagen bei Kolberg.

Isaak Heinrich Friedrich hatte in seiner Jugend ein ungeordnetes Leben geführt. Infolge eines Straßenkrawalls zu 6 Monaten Festung verurteilt, lernte er während dieser Zeit im Verkehr mit der verwitweten Majorin von Borcke, jener strengen Oberhofmeisterin der Prinzessin Elisabeth, deren Tochter Ulrike Johanna Constantia Albertine kennen, verliebte sich in diese und entführte sie, da die Mutter in die Vereinigung nicht willigte, 1796 nach Hamburg. Bereits vorher zweimal verheiratet gewesen, ließ er sich hier mit ihr trauen. Nach Aussöhnung mit der Mutter erhielten sie dann die Besitzung Pleushagen.

Die pekuniäre Lage auf dem Gute war keine günstige. Schlechte eigene Wirtschaft, die ewige Krankheit der beiden und die Kriegesnot verschlechterten sie zusehends. Auch war die Ehe der stillen, scheuen Frau mit dem verlebten Junker nicht glücklich. Unter diesen, so überaus traurigen Verhältnissen wurde am 30. April 1803 Albrecht Theodor Emil geboren. Zu Hause hat man sich um dies einsame Kind, dessen ältere Geschwister früh verstorben waren, nicht viel gekümmert. So tummelte sich Albrecht meist Sommer wie Winter auf der Düne. Der Sturm zerzauste ihn, die See und der Regen durchnäßten seine Kleider; zusehends kräftigte sich sein Körper. Man wird wohl nicht fehl gehen, zu behaupten, daß dieser ständige Aufenthalt in Gottes freier mächtiger Natur in dem wetterfesten Jungen frühzeitig die Entschlossenheit und das Selbstvertrauen erweckt haben, welche den Mann später zu eiserner Durchführung großer Gedanken befähigten.

Nach dem Tode des Vaters (1811) kam Albrecht auf kurze Zeit zum Pastor in Sohrenbohm in Pension. Da aber Frau von Roon allein nicht fähig war, die Wirtschaft weiter zu führen, so siedelten im Frühjahr (?) 1812 Mutter und Sohn auf eine Aufforderung der Frau von Borcke nach Alt-Damm bei Stettin über. Bisher hatte Albrecht kaum etwas gelernt; denn ein kurzer Besuch der Pleushagener Dorfschule war nur von sehr geringem Erfolge begleitet gewesen; jetzt wurde er auf Antrieb der klugen, patriotischen und energischen Großmutter in den Elementarwissenschaften unterrichtet, vor allem aber zum Gehorsam und Fleiß angehalten. Überhaupt hat die Großmutter auf das bislang unbeaufsichtigte Kind großen Einfluß ausgeübt.

Auch in Alt-Damm waren die Verhältnisse recht ärmlich. Als im März 1813 ein preußisch-russisches Korps unter Tauentzien die Festung einschloß, gesellte sich zu den Bedrückungen der Fremdherrschaft die Drangsal des Krieges. Trotzalledem behielt Großmutter Borcke den Kopf oben. Bezeichnend für ihren Sinn mag es sein, daß sie ihren letzten Pfennig für eine Flasche Wein hergab, um ihres Herrschers Geburtstag feiern zu können; am offenen Fenster

brachte sie dann mit dem kleinen Albrecht ein lautes Hoch auf den König aus, während unten in der Straße die Franzosen tobten.

Nach dem Waffenstillstande wurde Alt-Damm vom Lande wie von der See her beschossen; hierbei erhielt Albrecht eine unbedeutende Verwundung durch einen Granatsplitter. Die Not wurde immer drückender, und es nützte natürlich auch nichts, daß der zehnjährige Knabe mit einem auf einen Besenstiel aufgepflanzten Bajonett in dem Garten der Großmutter auf und ab patrouillierte, um diesen vor den französischen Obstdieben zu beschützen. Doch wußte Frau von Borcke ihre Rechte immer noch energisch zu wahren; aber bei dem ewigen Kampfe erschöpften sich ihre Kräfte, und so starb diese, von Albrecht trotz ihrer Strenge wahrhaft geliebte, wackere Frau noch vor der Kapitulation der Festung.

Der Knabe war nun abermals ohne Aufsicht, denn die Mutter war mittlerweile schwachsinnig geworden. Da lernte er seine Tante Henriette Franckenberg kennen; ihr und ihrer Kinder Fürsorge ist seine Erziehung zu danken. Vetter Franckenberg, damals im Alexander-Regiment, sah ihn in Alt-Damm, nahm ihn mit nach Berlin, und nachdem Albrecht hier nahezu ein Jahr lang geordneten Schulunterricht erhalten hatte, kam er im November 1816 in das Kadettenhaus zu Kulm.

Das Kadettenhaus konnte damals nicht gerade als Muster einer Erziehungsanstalt gelten. In der Umformung begriffen aus der polnischen, sittlich wie geistig verfaulenden Zeit, war das Lehrpersonal ebenso unmoralisch wie numerisch unzureichend — es bestand nur aus einem Professor, einem Tanz-, einem Zeichen- und einem Fecht-Lehrer. Trotz alledem machte Albrecht bald bemerkenswerte Fortschritte, und die aus dieser Zeit stammenden Briefe und Nachrichten lassen bereits die Grundlagen jener hohen Charakter-Eigenschaften erkennen, welche ihn als Mensch später so überaus auszeichneten. — Nicht zum wenigsten hat das Kadettenkorps auf seine Entwickelung eingewirkt. Freilich, gelernt wurde dort nicht übermäßig viel; der Kadett war eben noch mehr wie jeder andere Junge ein Feind der „Streberei“. Wenn der junge Roon

auf dem Gebiete der Wissenschaften Gutes leistete, so war das weniger dem Einfluß des Korps als seinen eigenen Anlagen und seinem Fleiße zuzuschreiben. Die Bedeutung des Instituts als Erziehungsanstalt lag auf einem ganz anderen Felde. Es war der alt-preußische, spartanische Geist, der in dem Korps sich regte, die Erziehung der Jungen untereinander zur Kameradschaft, ehrenhafter Gesinnung, Wahrheitsliebe, welche der Anstalt ihr besonderes Gepräge verliehen. Nicht verfehlte dieser frische, kernige Geist auf die jungen Gemüter seinen Einfluß zu üben; Roon selber hat es später im Landtage öffentlich bekannt, daß er viel, sehr viel der Erziehung im Korps verdankte.

Albrecht hatte das Glück, nächst einem tüchtigen Kommandeur — Major von Woyna — einen hervorragenden Kompagnie-Chef zu erhalten. Der feingebildete Chappuis hatte infolge einer schweren Verwundung in den Freiheitskriegen aus dem Frontdienst scheiden müssen und widmete sich jetzt mit dem ganzen Eifer seiner jugendlichen Persönlichkeit der Erziehung seiner Schützlinge. Besonders Albrecht von Roon ist er sehr zugethan gewesen, und dieser hat es nie vergessen, was er seinem hochverehrten Lehrer bezüglich seiner Charakter- und Herzens-Bildung zu danken gehabt. Nachfolgendes, einem Briefe Chappuis' vom 15. September 1819 an Roon entnommen, ist bezeichnend für dessen Denkweise. Er schreibt: „So oft man Sie über dergleichen Gegenstände (es handelt sich um die politischen Strömungen der Zeit) befragt, so bleiben Sie stets Ihrer Meinung und der Wahrheit getreu, ohne Menschenfurcht!*) — Übrigens aber exponieren Sie sich weder öffentlich noch nehmen Sie überhaupt zu lebhaften Anteil an den politischen Reden und Vorgängen, denn die Politik, selbst die besseren Ideen, welche sich dem Wahn entgegenstemmen, gehört nicht in Euren Ge-

---

*) Sämtliche angeführten Briefe sind dem Werke: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Gen.-Feld-Marschalls Kriegsministers Grafen von Roon", von Waldemar Graf v. Roon, entnommen; auch die meisten biographischen Daten fußen auf den Angaben dieses Werkes.

sichtskreis! Jede Partei zieht Euch vom wahren Ziele ab; auch der guten sollt Ihr nicht angehören!“

Im Mai 1818 verließ Albrecht Kulm und kam mit 11 anderen der befähigtsten Kadetten sofort in die 2. Klasse der Berliner Anstalt. Major von Woyna, der ihn als ersten auf die neu errichtete Ehrentafel hatte setzen lassen, hatte ihm ein vorzügliches Zeugnis ausgestellt. — Der Kommandeur der Hauptanstalt war damals der treffliche Brause; sein Verdienst ist es, daß die Bestrebungen der Burschenschaften, welche durch junge Civil-Gouverneure Einlaß auch im Kadetten-Korps zu erlangen drohten, keinen Einfluß auf die Zöglinge dieser Pflanzstätte des Offizierkorps erhielten.

Albrecht erwarb sich auch hier bald die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Mit seinen Kameraden, unter denen er sich durch sein frisches, körperlich-straffes, entschiedenes, durch und durch soldatisches Wesen manche Freunde erwarb, hat er im besten Einvernehmen gestanden; auch in späteren Jahren hat er ihnen die Treue bewahrt. — Im Übrigen war er nicht auf Rosen gebettet. Tante Franckenberg, bei der sich seine geistesschwache Mutter in Pflege befand, hatte ihm nur hie und da Geld schicken können; selten war er deshalb auf Urlaub gekommen. Nach dem Tode seines Onkels am 22. Sept. 1819 wurden diese Geldsendungen immer kärglicher, und nur der rührenden Aufopferung dieser Verwandten ist es zu danken, daß er eine Equipierung erhielt, als ihn der König am 9. Januar 1821 zum Sekondleutnant im 14. Infanterie-Regiment ernannte. Stets hat Roon in Anhänglichkeit und Dankbarkeit seiner Verwandten gedacht, und er hat es nachmals ausgesprochen, daß ihre Liebe für ihn der Halt gewesen ist, ohne den er „wie ein abgerissenes Blatt einsam und steuerlos von dem Samum dieser Welt umgeweht“ worden wäre.

Im Regiment, das seine Garnisonen in Stargard, Königsberg i./N. und Soldin hatte, nahm der Frontdienst Albrecht im Anfang naturgemäß ganz und gar gefangen. Und gut, daß es so war. Bilden doch die sichere Beherrschung der dienstlichen Formen und der richtige Blick für die Ausbildung und die Bedürfnisse des Mannes die Grundlage alles militärischen Könnens; ist doch die gewissenhafte Erfüllung selbst

der kleinsten Dienstobliegenheiten unbedingt notwendig, um in dem Offizier Pflichttreue und Selbstzucht zu erwecken, Eigenschaften, deren er vor allen in seinem Berufe bedarf. — Albrechts Leben floß gleichmäßig dahin, manchmal unterbrochen durch kleine Kommandos, seltener durch Bälle und Gesellschaften, deren Besuch sich der arme Leutnant mehrfach versagen mußte. Öfters war er in Zimmerhausen, wo Tante Franckenberg bei ihrem Schwiegersohne Blanckenburg lebte. Hier, im Kreise lieber froher Menschen, fühlte er sich wohl; es machte ihn glücklich, wenn er seiner Dankbarkeit gegen jene durch kleine Gefälligkeiten Ausdruck zu geben vermochte. Man nahm seine Willfährigkeit denn auch gern in Anspruch, und oftmals mußte der junge Leutnant für die Zimmerhäuser Bücher und Musikalien, ja sogar „ein gutes Stück Rindfleisch von der Brust“ ꝛc. besorgen.

Auf die Dauer konnte die Thätigkeit eines Frontoffiziers Roon allerdings nicht befriedigen. Er beschäftigte sich eifrig mit den Wissenschaften, und im Herbst 1824 wurde ihm der Lohn seines Fleißes durch die Einberufung zur allgemeinen Kriegsschule (heutigen Kriegsakademie) in Berlin. — Die Kriegsschule stand in keinem Ansehen bei der Armee; man glaubte, praktischen Einfluß werde ihr Besuch auf niemanden ausüben, und so mußte, während heute wohl die vierfache Zahl der Einzuberufenden sich dem Aufnahme-Examen unterzieht, damals eine Anzahl Offiziere — sehr gegen ihren Willen — hin kommandiert werden. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß Roon sich durch den Spott der Kameraden nicht von seinem Ziele abbringen ließ. — In Berlin ermöglichte ihm eine kleine, durch den Verkauf Pleushagens erzielte Zulage den Besuch des Theaters und der Oper, und sein offenes, echt männliches Wesen verschaffte ihm den Zutritt in eine eng begrenzte, harmlos gemütliche Familiengeselligkeit, welche er allen großen Festen vorzog. Die Universität besuchte er fleißig, und besonders haben ihn die Vorträge des Geographen Ritter, des Geschichtslehrers Raumer und des Physikers Ermann gefesselt.

Nach Ablauf seines dreijährigen Kommandos kehrte Roon, der währenddes zum 15. Regiment versetzt worden war, nach

Minden in die Front zurück. Noch weniger wie sonst fesselte ihn die Pedanterie des Dienstes; naturgemäß, daß er wegzukommen suchte. Anstatt aber, wie er wünschte, zum topographischen Büreau des Generalstabs kommandiert zu werden, erhielt er im Oktober 1828 die Einberufung als Erzieher zum Kadettenkorps.

---

2. Verantwortliches Wirken.

Gern ging Roon gewiß nicht seiner neuen Bestimmung entgegen. Aber es war befohlen, und so gab es für ihn auch hier nichts weiter als äußerste Erfüllung der neuen Pflichten. —

Nichts spornt den Untergebenen mehr an, als wenn er sieht, daß all' die an ihn gestellten Ansprüche von dem Vorgesetzten selbst durchaus erfüllt werden. Strenge, ja gelegentliche Härte nimmt er dabei gern in Kauf. So war auch der „grobe Roon" beliebt bei seinen Zöglingen, und wo in einem jugendlichen Gemüt Liebe zum Lehrer ist, da geht die Saat leichter auf, und die Früchte werden schöner und besser als anderwärts.

Roon blieb nicht einsichtslos gegen die Vorteile, welche seine neue Stellung für ihn hatte. Als Erzieher war er dazu bestimmt, Unterricht in der Geographie und Geschichte zu geben; er beschäftigte sich deshalb viel mit diesen beiden Fächern. Der Besuch der Vorlesungen seines alten Lehrers Karl Ritter, welcher auch am Kadettenkorps Studiendirektor war, und der Umgang mit diesem förderten seine wissenschaftliche Ausbildung derart, daß er sich auf General von Brauses und Ritters Antrieb anschickte, einen Leitfaden der Geographie herauszugeben. Er erschien August 1832 unter dem Titel „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staaten-Kunde". In seiner Bescheidenheit stellte er in der Vorrede sein Wissen nur wie ein „Darlehn hin, welches er der wohlwollenden Güte seines berühmten Lehrers verdankte." Das dreibändige Werk ist in Ritterschem Sinne geschrieben und als Leitfaden für den Lehrer gedacht. Aus ihm spricht jene ideale Auffassung, welche in der Geographie eine selbständige Wissenschaft sieht, jene

Wissenschaft, die zum Erkennen der Lebens- und Entwicklungs-Bedingungen des Menschengeschlechts führt. Dieser durch Ritter erst geschaffenen Auffassung Eingang in weitere Kreise verschafft zu haben, ist das Verdienst Roons. — Zwei Jahre später erschienen als Auszug obigen Werkes die „Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staaten-Kunde". Das Buch, ursprünglich nur dem Bedürfnis des Kadettenkorps gewidmet, ist bald als Leitfaden bei vielen höheren Lehranstalten eingeführt worden, und da beide Werke in verschiedenen Auflagen einen bedeutenden Absatz fanden, so haben die aus ihnen erzielten, allerdings sehr bescheidenen Honorare Roon öfters über pekuniäre Schwierigkeiten hinweggeholfen. Späterhin ist er noch mehrfach litterarisch thätig gewesen, und wenn auch weniger wichtig, wie die erwähnten Arbeiten, so haben doch seine unvollendete „Militärische Länderbeschreibung von Europa" und die „Geographisch-politischen Verhältnisse der iberischen Halbinsel" in Fachkreisen richtige Würdigung gefunden.

Roon hat nachmals oft und gern an das Kommando zum Kadettenkorps zurück gedacht. Seine Kenntnisse hatte er dort vertieft, den Verkehr mit geistreichen, ja bedeutenden Männern angeknüpft; das erhöhte dienstliche Einkommen hatte ihm den Besuch der Zimmerhäuser Verwandten, selbst eine kleine Reise in den Harz und nach Thüringen möglich gemacht. So kam es, daß seine ursprüngliche Abneigung gegen das Kommando bald in das Gegenteil umschlug. —

Inzwischen hatte sich die politische Lage getrübt. Der belgische Staat war bekanntlich auf der Londoner Konferenz von den Großmächten anerkannt worden. Da aber der daselbst gleichfalls beschlossenen Einstellung der Feindseligkeiten nicht Folge geleistet wurde, vielmehr Holland und Belgien noch gegenseitige Gebiete besetzt hielten, so rückten im Oktober 1832 französische Truppen in Belgien ein und belagerten Antwerpen, das von dem Holländer Chassé tapfer verteidigt wurde. Die drei Hauptmächte der heiligen Allianz, Rußland, Österreich, Preußen, konnten solch einem einseitigen, gewaltsamen Vorgehen nur mit Mißtrauen entgegensehen, und so befahl man in Preußen, da die Entschlußkraft zu anderweitigem Handeln fehlte, die Mobilmachung des VII. und VIII. Korps,

welche zu einem Observationskorps unter General Frhrn. von Müffling im nordwestlichen Teile der Rheinprovinz zusammengezogen wurden.

Es ist nicht unmöglich, daß Roon, der im Juni 1831 zum Premierleutnant ernannt war, infolge der eingetretenen kriegerischen Aussichten die Beendigung seines Kommandos am Kadettenkorps betrieben hat. Jedenfalls finden wir ihn, nachdem er im Juli 1832 zum Regiment zurückgekehrt war, Ende November des Jahres im Stabe des Oberkommandos der Observations-Armee. General von Müffling, bekanntlich eine Autorität auf dem Gebiete der Vermessungskunde, muß Roons Brauchbarkeit erkannt haben, denn als Anfang 1833 infolge der Räumung Belgiens durch die Franzosen das Observationskorps aufgelöst wurde, erhielt der junge Offizier bald darauf die Einberufung zum topographischen Büreau. Damit war sein sehnlichster Wunsch erfüllt; denn nun hatte er nach den damaligen Verhältnissen Aussicht, in den Generalstab eingereiht zu werden.

Zu einer kriegerischen Aktion der preußischen Truppen war es nicht gekommen. Trotzalledem war diese Zeit für Roon äußerst lehrreich. Die Belagerung Antwerpens, insbesondere der artilleristische Angriff mußten die Aufmerksamkeit eines jeden Soldaten fesseln. Roon besichtigte deshalb die Arbeiten des Verteidigers und des Angreifers und hat daraus auch manches gelernt.

Vor allem aber waren es die Mängel der preußischen Heeresverfassung selber, welche hier zum erstenmale dem nachmaligen Kriegsminister in die Augen fielen. Es soll später noch einmal hiervon die Rede sein.

Die kommende Zeit finden wir Roon größtenteils im topographischen Arbeitsdienst, in der Mark, dann in Pommern, in der Nähe von Zimmerhausen; hier machte er die Bekanntschaft von Otto von Bismarck. Später bildete sich ein näherer Verkehr zwischen den beiden Männern aus, und wir werden sehen, daß es grade dieser war, welcher nachmals den Antritt des für unsere neueste Geschichte bedeutsamsten Mannes an das Staatsruder zu Wege brachte.

Am 30. März 1835 wurde Roon zur Dienstleistung

zum Großen Generalstabe kommandiert, und genau ein Jahr später erhielt er unter Versetzung in denselben seine Beförderung zum Hauptmann. — Die folgende Dienstperiode ist eine der arbeitreichsten und anstrengendsten gewesen, die er je durchlebt hat. Neben den Aufgaben im Generalstabe hatte er noch andere, schwierigere zu erfüllen. Trotz seiner Jugend wurde er als Taktiklehrer bei der Allgemeinen Kriegsschule, bald noch als Geographie-Examinator in der Ober-Militär-Examinations-Kommission verwendet. Seine große Arbeitskraft, seine peinliche Gewissenhaftigkeit verschafften ihm auch hier wieder das Vertrauen seines Chefs, des Generalleutnants von Krauseneck, eines der bedeutendsten Offiziere der Armee. — Im Herbste führte ihn der Dienst zu den Königsmanövern bei Liegnitz. Hier traf er bei einer Gelegenheit mit dem Artillerie-Hauptmann Wolfram zusammen; im Gespräch der beiden, welche eine Verwandtschaft zu einander herausfanden, kam die Rede auf eine in dieser Gegend lebende Tante; Roon kannte sie von früher her, und da er gern von neuem Fühlung mit ihr gewinnen wollte, so eilten die Vettern nach dem Großtinzer Pfarrhause, woselbst jene bei ihrem Schwiegersohne Rogge wohnte. Der Eindruck dieses Besuchs muß auf Roon bedeutend gewesen sein, denn schon am 15. September finden wir ihn wieder in Großtinz, und an eben diesem Tage wurde Anna, des Pastors älteste, achtzehnjährige Tochter, seine Braut.

Die aus der Brautzeit stammenden Briefe lassen einen tiefen Blick in Herz und Gemüt dieses sonst ernsten und ruhigen Mannes thun. Die Liebe, welche so innig und rein immer wieder aus ihnen spricht, die Freude, mit welcher er über all' die Vorbereitungen und die kleinen Sorgen für den künftigen Hausstand schreibt, sie lassen recht erkennen, daß dem später so viel geschmähten Manne ein Herz in der Brust schlug, welches in der Wärme des Empfindens, vor allem aber in der Treue der Gesinnung herzerquickend auf jeden wirken muß, der sich diesen harten und doch so tiefen Charakter objektiv zu beurteilen bemüht. In der That hat diese Treue und Liebe zwischen den beiden Ehegatten nie aufgehört, und das glückliche gegenseitige Verhältnis ist für

Roon in seiner späteren herben Lebensstellung der Lichtpunkt gewesen, der ihn entschädigte für die Anfeindungen Übelwollender und ihm Ruhe und Kraft gab zu neuem Schaffen.

Am 2. September 1836, ein Jahr nach jener ersten Begegnung, wurde Anna Roons Frau, und nach einer mehrwöchigen Hochzeitsreise durch Teile von Schlesien und Böhmen sowie nach Dresden, führte er im Spätherbst sein Lieb heim. Bald mußte die kleine Wohnung gegen eine größere vertauscht werden, denn der sich einstellende Kindersegen ließ die alte zu eng erscheinen. Im Jahre 1845 gab es bereits vier Söhne und zwei Töchter, und es nimmt sich komisch an zu lesen, daß der mit Geschäften überhäufte Familienvater einmal einem Verwandten gegenüber sein langes briefliches Schweigen damit entschuldigt, daß er „doch auch die Kinder prügeln müsse".

Mit der Gesundheit ging's nicht zum besten. 1839 erkrankte Roon, der bereits früher an den Augen gelitten hatte, abermals sehr ernsthaft an diesen. Fast hätte ihn dies veranlaßt, das Anerbieten der schlesischen Stände, Direktor der Ritterakademie in Liegnitz zu werden, anzunehmen. Der Aufenthalt in einem Seebade und eine 1840 unternommene Fußreise durch die Schweiz und Oberitalien besserten aber seinen Zustand, sodaß er jenen Vorschlag ablehnte, und wenn er auch bereits im folgenden Jahre an einem schweren Nervenleiden wochenlang in Großtinz danieder lag, so wurde er doch durch das Wohlwollen seines ihn dienstlich wie außerdienstlich hochschätzenden Chefs der Armee erhalten.

Besser stand es mit den pekuniären Verhältnissen. Als Hauptmann hatte er durch seine dienstliche Stellung angenehme Zulagen gehabt; die Ernennung zum Major (1842) gab seiner Existenz sogar eine gewisse Wohlhabenheit.

In seinen Funktionen wechselte Roon mannigfach, blieb jedoch immer im Dienste des Generalstabs.

* *
*

Im November 1845 war Roon zum Generalstabe des IV. Armeekorps versetzt worden. Er war dem kommandierenden General desselben, dem Prinzen Karl, nicht unbekannt; seit 1843 hatte er seinem Sohne Friedrich Karl Unterricht in der Geographie und einigen Militär-Wissenschaften gegeben.

Aber gerade der dienstliche Verkehr und die dadurch herbeigeführte genauere Bekanntschaft seines gediegenen Charakters mögen den Prinzen dazu bestimmt haben, beim Könige die Ernennung des jungen Majors zum „militärischen Begleiter“ seines Sohnes zu veranlassen. So siedelte Roon mit seiner ganzen Familie 1846 nach Bonn über, wo er in des Prinzen Villa, der Vinea Domini, sein Heim aufschlug.

Die Zeit in der rheinischen Universitätsstadt gehört zu den schönsten, die Roon je durchlebt hat. Der Umgang mit so vielen geistig hochbedeutenden Männern — E. M. Arndt, Clemens Theodor Perthes u. a. —, vor allem aber der wachsende Einfluß, den er auf den Charakter seines hohen Pflegebefohlenen gewann, haben ihn stets gern an diese Jahre zurückdenken lassen. Die Zuneigung des verschlossenen Prinzen errang er nur schwer. Siebzehnjährig, in der Gährung seiner moralischen Eigenschaften begriffen, erduldete der zur Autoritäts-Eifersucht neigende Charakter Friedrich Karls nur mit Widerstreben das Gängelband des Mentors. Die Stellung des Prinzen zu seinen hohen Eltern war leider recht unerfreulich, wenig herzlich, ja bisweilen kalt und schroff. Oft mußte Roon dann seinem Schützling entgegentreten. Um so höhere Genugthuung gewährte es ihm, als sich dieses Verhältnis mit der Zeit besserte und der junge Herr sich ihm auch näher anschloß.

Die Sommer 1846 und 1847 fanden Roon als Begleiter des Prinzen auf Reisen, in der Schweiz, Frankreich, Oberitalien, Tirol und dem Salzkammergut. Wie schön, wie herrlich alles, was er sah! In dem tiefen, reinen Gemüt des Mannes erzeugte die Freude an der Natur immer wieder das Empfinden der Dankbarkeit gegen Gottes Güte, die ihn so Schönes schauen ließ, und wenn etwas seiner gehobenen Stimmung Einbuße that, so war es nur das Gefühl des Heimwehs nach seiner Frau und seiner „lieben kleinen Brut“. „Als wir die Aar passierten,“ schreibt er einst an seine Gemahlin, „die mit großer Eile ansehnliche Wassermassen bewegte, sagte ich zu Bismarck (Bismarck-Bohlen, Adjutant des Prinzen): „Alle diese Tropfen fließen an der Vinea vorüber; aber im stillen dachte ich: wie glücklich, wer mit den

Wellen hinabfließen könnte!" In den Genuß mischt sich die Wehmut, all' diese herrlichen Blicke nicht an der Seite seines treuen Weibes sehen zu können, und er ist wahrscheinlich der einzige der Reisegesellschaft gewesen, der sich auf die Heimreise aufrichtig gefreut hat.

Roon war in seiner Eigenschaft als Mentor des Prinzen mit den Mitgliedern des königlichen Hauses in nähere Beziehungen getreten. Die über die Provinzial-Ständische Vertretung beratende Konferenz, an welcher auch Friedrich Karl teilzunehmen hatte, führte ihn Anfang 1847 vorübergehend nach Berlin und zum erstenmale an den Hof. Als dann infolge der drohenden Unruhen in den Rheinlanden der Bonner Aufenthalt des Prinzen abgekürzt wurde, folgte Roon Mitte März 1848 seinem hohen Pflegebefohlenen nach der Hauptstadt und Potsdam, und die Ereignisse brachten es mit sich, daß er den größeren Teil dieses bedeutungsvollen Jahres fern von den Seinen verlebte.

Mit dem Abschied von Bonn neigte seine dienstliche Stellung beim Prinzen zum Ende. Bereits früher hatte er um seine Ablösung gebeten. Die zunehmende Reife und Festigkeit seines Zöglings ließen es ihm ratsam erscheinen, sich nach einem Nachfolger umzusehen, der in seiner Art mehr Anpassungsvermögen als er selbst besaß. Wenn nun auch die dienstliche Beziehung zwischen den beiden Männern aufhörte, das gegenseitige Interesse hat es niemals gethan, und es ehrt gleichmäßig Schüler wie Lehrer, mit welcher Treue, ja Freundschaft sie zu einander bis zum Tode gehalten haben.

Am 17. März 1848 erhielt Roon die erbetene Ablösung unter Zurückversetzung in sein altes Dienstverhältnis und Verleihung des Johanniter-Ordens. „In gegenwärtigen Zeiten," schreibt er hierüber, „verschwinden zwar dergleichen Flitter noch mehr als sonst in ihrer eigenen Nichtigkeit, dennoch ist mir ein Zeichen der Gunst meines teuren Königs, sowie der Anerkennung von seiten des jungen Herrn, der zwei Jahre hindurch der Angelpunkt all' meines Denkens und Thuns gewesen, nicht wertlos."

Die Revolutionszeit verbrachte Roon meist in Potsdam, weniger in Berlin. Eine Rolle hat er in derselben nicht gespielt. Aber die Briefe an seine Frau sind ein getreuer Abdruck der Stimmungen, welche ihn beherrschten, als das alte,

in Ehren groß gewordene Preußen zu Grabe getragen wurde, und der ihm verhaßte Konstitutionalismus ein neues hervorbrachte, das nach seiner Meinung zu denselben Hoffnungen wie das alte nicht berechtigte. Aber da nun einmal die andere Bahn betreten war, stand er, wie sein späterer königlicher Herr, ganz und voll auf ihrem Boden. „Also jetzt," heißt es in einem seiner Briefe, „wo der König sich für konstitutionelles Wesen erklärt hat, so daß er ohne nie zu billigenden Wortbruch nicht mehr in andere Bahnen gehen kann, ... jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen, um in dem drohenden Zusammenbruch aller gesellschaftlichen Ordnung nicht alle höheren Interessen des Lebens untergehen zu lassen." Wohl blutete ihm das Herz bei der Demütigung der braven Truppen, wohl befürchtete er, daß bei einer Rückberufung der schmählich aus Berlin zurückgezogenen Regimenter ganze Offizierkorps ihren Abschied nehmen würden; für ihn jedoch gab es keine persönliche Empfindlichkeit; starre Pflicht war seine Richtschnur, und die verlangte Ausharren bei seinem Herrn bis zum letzten Hauch.

Es mag von Interesse sein, die Ansicht zu erfahren, welche er über die Stellung des Heeres damals hatte. „Ja! ich sage es unumwunden, das Heer, das ist jetzt unser Vaterland, denn hier allein sind die unreinen, gährenden Elemente, die alles in Frage stellen, noch nicht eingedrungen ...... Aber es fühlt sich zugleich als ein Teil, als ein wesentlicher, ehrenhafter Teil des Vaterlandes, und von einem durch ihn vertretenen abgesonderten Soldatentum ist gar nicht die Rede. .... Das Heer aber wird und will bei dem Entwickelungsprozesse, in dem wir uns befinden, eine Rolle spielen, es hat ein Recht dazu. Preußens Größe verdankt es seinem Heere und namentlich seinem in kriegerischen Leistungen unübertroffenen Offizierstande. Dieser, der in neueren Tagen mit glänzendem Erfolge das mühsame Geschäft der Volkserziehung in die Hand genommen, hat eben deshalb offenbar ein größeres Anrecht bei der Lösung der Fragen über die Gestaltung unserer staatlichen Verhältnisse, als jenes Heer von brotlosen Litteraten und Zeitungsschreibern, deren gesetzlosem Treiben und Wühlen es leider gelungen, alle Elemente zu

einem entsetzlichen Sturm zu beschwören, der alles, was bis dahin hoch, heilig, würdig, sittlich war, zu vernichten droht, und aus keinem anderen Grunde, als um in den trüben, schäumenden Fluten ihre Fischlein zu fangen."

Man wird es verstehen, wenn Roons Stimmung bei der fortdauernden Erniedrigung des Königtums immer trüber wurde. Dazu die eigene Unthätigkeit; es war zum Verzweifeln. Sein sehnlichster Wunsch war, ein Truppenkommando zu erhalten. Endlich, nach mannigfachen Enttäuschungen, erfüllte er sich; im Sommer 1848 wurde er zum Generalstabe des VIII. Armee-Korps nach Koblenz versetzt.

Kommandierender General des Korps war damals Roth von Schreckenstein, ein in der ganzen Armee hochgeschätzter Offizier. Leider wurde er bereits Mitte Juni nach Berlin abberufen, um das Kriegsministerium zu übernehmen. An seine Stelle trat General von Hirschfeld, ein einfacher, schlichter Mann, aber voller Energie. Und solcher that not. Denn in den Rheinlanden war es durchaus nicht so ruhig, wie es dem flüchtig Urteilenden erscheinen mochte. Das aufgeregte Volk war, trotz der gewiß segensreichen 33jährigen preußischen Herrschaft, von tiefem Mißtrauen und Übelwollen gegen Preußen erfüllt. Nur zum Losschlagen, so meinte Roon, fehle ihm der Mut. Überhaupt ist sein Urteil über die Rheinländer, besonders über die Bewohner der Strom-Ufer, ein recht herbes. In der Seele war ihm das „undeutsche Wesen des leichtsinnigen Volkes" verhaßt, „das sich nicht schämt, Loblieder auf die tapferen Franzosen zu singen, während unsere Truppen für Deutschland ihr Blut verspritzen; und das, weil es Ordnung und Tüchtigkeit nicht zu schätzen versteht, lieber französisch oder belgisch sein möchte." Auch in die rheinischen Truppen*) setzte er kein großes Vertrauen. Zwar würden sie, meinte er, entschlossen befehligt, selbst gegen die eigenen Landsleute ihre Pflicht und Schuldigkeit thun, aber ob und wie lange sie den täglich auf sie einstürmenden Versuchungen widerstehen würden, das setzte er in Frage. Man stelle dies alles in Rechnung, nehme dazu die Schwäche und

*) Es sei hier bereits erwähnt, daß sich seine Auffassung über letztere nach einigen Monaten zum Guten änderte.

Halbheit der Regierung, die wahrlich keinen Patrioten befriedigen konnte, die wachsende Verwirrung in allen Teilen des Vaterlandes, und man wird den Abscheu verstehen, der Roon vor der herrschenden Energielosigkeit und dem ganzen neuen Wirrwarr ergriff, so daß er sich zu Zeiten nichts wünschte, als „einen baldigen, ehrlichen Tod.“ Aber das waren nur Momente, dann fand er sich wieder. Der König braucht Offiziere, es gilt auszuharren, sagte er sich.

Dienstlich war die Zeit recht anstrengend. Roon hatte vom Freiherrn von Moltke, welcher zum Generalstabe des IV. Korps versetzt worden war, die Geschäfte übernehmen müssen; die Einarbeitung nahm die nächsten Wochen voll in Anspruch. Dazu die ewigen Krawalle in den Städten der unruhigen Provinz. Roon, der für die militärischen Gegenmaßregeln mit verantwortlich war, mußte seine Augen überall haben, hatte alle Hände voll zu thun. In den wenigen freien Stunden, die ihm der Dienst ließ, schrieb er Zeitungsartikel politischen Inhalts; damals war die Teilnahme an der Politik noch nicht, wie heute, für den Offizier verboten. Im August fand er jedoch Muße, einen kurzen Urlaub in Frankfurt a./M. bei Oberstleutnant Fischer zuzubringen. Dieser, bereits seit Roons Bräutigamszeit näher mit ihm befreundet, war dem preußischen Bevollmächtigten Camphausen als militärischer Ratgeber beigegeben worden; er war somit in der Lage, den Freund über die Absichten der Regierungen aufzuklären. Es mochte Tröstliches sein, was Roon hier erfuhr, denn aus seinen Briefen spricht wieder eine gewisse Zuversicht, daß sich die deutschen Verhältnisse zum Guten wenden würden.

Leider war diese Hoffnung nur zu grundlos. Die schwächlichen Ministerien Hansemann und Pfuel in Preußen, die Frankfurter Ereignisse mit ihrem blutigen Ergebnis riefen in der sanguinischen Bevölkerung des Rheinlands neue Bewegungen hervor. In Köln kam es zu Krawallen, und nur der Entschlossenheit des Generals Hirschfeld und der Umsicht Roons, der am 22. August zum Chef des Korps-Generalstabs ernannt war, blieb es zu danken, daß gefährlicheren Unruhen vorgebeugt wurde. Es ist erklärlich, wenn die Besorgnisse Roons wuchsen. Seine Stimmung, die Auffassung seiner Lage bei den täglich sich verschlimmernden Zuständen

giebt am besten folgende, einem Briefe vom 10. September an seine Frau entnommene Stelle wieder: . . . . „Ja, wenn ich an diese Störungen denke, die auch mein Familienleben durch die fluchwürdige Revolution erfahren, dann wünsche ich mich mit Euch in einen fernen stillen Winkel der Erde. Aber es ist unrecht, denn man darf nicht feldflüchtig werden und den Posten, auf den man von Gott gestellt, nicht eher verlassen, als bis man unnütz geworden. Darum stille gehalten! Allein vielleicht entfernt mich die zeitliche Gewalt nächstens ohne mein Zuthun von demselben. Was dann? — Das Land verlassen? — Noch kann ich mich dazu nicht entschließen, wenn ich erwäge, wie gering meine Mittel und wie groß die Verpflichtungen, die mir die Existenz der Meinen auferlegt, besonders so lange noch irgend eine Hoffnung auf einen Umschwung der Verhältnisse gehegt werden kann. Je näher mir die Möglichkeit tritt, je schwerer erscheint mir der Entschluß den Wanderstab in die Hand zu nehmen und auf einmal alle Bande, alle die tausend Fäden zu zerschneiden, mit denen unser ganzes Dasein an die Heimat geknüpft ist. Aber es kann eine Zeit kommen, wo es nicht bloß erlaubt, sondern wo es geboten sein mag, und vielleicht ist diese Zeit nicht mehr allzufern. Wie Gott will! Er wird uns dann auch die Mittel und Wege weisen, die wir zu wählen und zu gehen haben. Hilf mir beten, daß wir in der Finsternis, die uns tiefer und tiefer zu umhüllen scheint, den einzigen noch übrigen Leitstern nicht verlieren: Das Vertrauen auf unsers Herrgotts Güte und Vatertreue; ich leugne nicht, daß ich zuweilen recht kleingläubig bin, wenn ich mich auch dagegen wehre.“

Endlich sollte eine Wendung zum Besseren eintreten. Die Energie des Ministeriums Brandenburg verhalf der Regierung zu einem vollständigen, ihr die Achtung wieder verschaffenden Siege; den Unruhen, zu welchen die die Gemüter erregende Steuerverweigerung der Berliner Versammlung Besorgnis gab, wurde in der Provinz durch die energische Sprache des Generalkommandos gesteuert, und so war auch in den Rheinlanden der zu ruhigen Zuständen führende Weg wieder angebahnt.

In Roon hatte sein kerniges Wesen wieder völlig die Oberhand. Eine große Arbeitslast, die er ganz allein zu seiner eigenen Befriedigung bewältigte, der nahe Verkehr mit

dem von ihm hochgeschätzten, willensstarken und klaren Hirschfeld, vor allem aber sein Gottvertrauen gaben ihm die Festigkeit zurück, deren der Mann, vor allem aber der Soldat in schweren Zeiten bedarf, um seinen Posten auszufüllen.

Mit seiner Familie war Roon seit Anfang Oktober 1848 wieder vereinigt. In einem gemütlichen Verkehr mit einem kleinen Kreise lieber Menschen suchte und fand er Erholung und Stärkung zu neuer Arbeit.

Lange jedoch sollte dieses Zusammensein nicht währen. Als im Juni 1849 zwei preußische Korps mit dem Neckarkorps der Bundestruppen dem Prinzen von Preußen unterstellt wurden, um des badisch-pfälzischen Aufstandes Herr zu werden, folgte Roon seinem Kommandierenden als Generalstabs-Chef zu dem vier Divisionen starken I. Armee-Korps der Operations-Armee am Rhein. Der Gang der Operationen kann hier übergangen werden; wir werden später darauf zu sprechen kommen, welche Bedeutung diese anstrengende Zeit für Roon hatte.

Nach Beendigung des Feldzuges konnte Roon noch nicht in die Heimat zurückkehren. Ein Konflikt mit der Schweiz und der gesetzlose Zustand in Baden machten es zur Notwendigkeit, das Großherzogtum weiter besetzt zu halten. Erst im Herbst kam er, nachdem er in Freiburg noch einige herrliche Wochen an der Seite seiner Frau und seines Sohnes Arnold verlebt hatte, wieder nach Koblenz.

Zur Ruhe gelangte er jedoch auch dann noch nicht. Denn wie im Rheinland die Gährung der Gemüter, so dauerte für den ganzen preußischen Staat die politische Spannung fort. Der kurhessische Streit brachte sie auf ihren Höhepunkt, und am 6. November 1850, nur ein Jahr nach der Rückkehr Roons in die Heimat, wurde die Mobilmachung der Armee befohlen. — Sie war beim VIII. Korps nur unter großen Schwierigkeiten möglich, da die Linientruppen zum größten Teil noch in Baden und Kurhessen standen; es bedurfte der vollen, rastlosen Arbeitskraft Roons, um sie durchzuführen. Kaum war man fertig, als auch schon der Befehl kam: Abrüsten! Der ganze aufgebotene Apparat hatte zur einzigen Folge den schlimmen Gang nach Olmütz gehabt. Tiefer als damals hat Preußen nur während der Napoleonischen Fremdherrschaft gestanden!

Über die Stimmungen Roons in damaliger Zeit liegen keine Aufzeichnungen vor. Es mochte ihm wohl die Zeit fehlen, Briefe zu schreiben oder Betrachtungen über das Unabänderliche anzustellen. Wohl ihm, daß angestrengte Arbeit ihn völlig in Anspruch nahm. Denn wer die Geschichte jener schmählichen Epoche kennt, der wird begreifen, welche Wut, welcher Jammer das Herz eines Patrioten wie Roon erfüllen mußte, dessen ganzes Denken und Streben darauf ging, sein Vaterland groß und mächtig zu sehen. So mochte er es als einen Segen betrachten, daß ihn die Last der Geschäfte nicht zur Besinnung kommen ließ. Denn allein in der Arbeit liegt, wenn nicht Vergessenheit, so doch Balsam für seelische Schmerzen.

Noch vor der Demobilmachung, mitten in seiner anstrengenden Generalstabsthätigkeit, wurde Roon — seit September Oberstleutnant — zum Kommandeur des 33. Reserve-Regiments in Thorn ernannt. Diese Reserve-Regimenter, nur zwei Bataillone stark, waren im Kriege sämtlich zu Festungsbesatzungen bestimmt. Es mußte deshalb, besonders für einen so tüchtigen Soldaten, die Ernennung als eine Zurücksetzung erscheinen. Differenzen mit dem Kriegsminister von Stockhausen, dem Roon, wo es notwendig, stets würdig entgegengetreten war, sollen die Versetzung herbeigeführt haben. Frau von Roon schreibt unter dem Eindrucke der Kabinettsordre unter anderem: „Nun muß ich Dir aber auch sagen, wie trefflich sich mein kreuzbraver, redlicher, prächtiger Mann auch bei diesem Anlasse wieder zeigt. Er fühlt das ihm angethane Unrecht tief, aber er murrt nicht und klagt nicht. Er sagt: ich folge meinem Könige, wo er mich hinschickt, und werde ihm auch dort treu dienen, wenn ich auch meine Kräfte gern in einem anderen, größeren Wirkungskreise benutzte. Gott wird schon wissen, wozu es gut ist, daß er mich dorthin gehen läßt; er glaubt, und ich mit ihm, daß ihm auch menschlicher Haß und Mißgunst zum Besten dienen können . . . . . Hier wird natürlich niemand eine Klage hören. Dazu sind wir zu stolz!"

Abgesehen von der mißlichen dienstlichen Seite brachte auch die pekuniäre neue Sorgen. Selbst heute erfordern Versetzungen in der Regel besondere Geldopfer, damals aber war's noch viel schlimmer. Infolge mangelhaften Trans-

ports und sehr geringer Umzugsgelder wurde der Verkauf der alten Möbel fast zur Notwendigkeit. Und wenn man wenigstens in Thorn, oder doch in Königsberg, wohin das Regiment bereits im Februar 1851 versetzt wurde, geblieben wäre. Aber kaum war man in der alten Preußenstadt eingerichtet, als neuer Befehl kam. Alle Reserve-Regimenter erhielten Garnison am Rhein, den 33ern ward Köln zugewiesen. Also dreimal versetzt in einem Jahre; es war des Ärgers genug. Um so eifriger warf sich Roon auf die dienstliche Thätigkeit.

Die Stellung des Regimentskommandeurs kann mit Recht die verantwortungsreichste der Militär-Hierarchie genannt werden. Als Spitze der soldatischen Familie, welche bei uns das Regiment bildet, wirkt der Kommandeur nicht allein bestimmend auf den Gang der Ausbildung und der Kriegsfertigkeit seines Truppenteils, sondern er ist auch, was schwerer wiegt, der vor seinem Gewissen und seinem Könige verantwortliche Leiter und Erzieher des Nachwuchses an höheren wie niederen Führern, von deren Gesinnung das Vaterland in Zeiten der Not mit Recht ein hervorragendes Maß von Anspannung und Selbstaufopferung erwartet. Tüchtige Leute haben sich aber nie vor Verantwortlichkeit abschrecken lassen, sondern haben sie, ihrer Selbständigkeit wegen, immer gewünscht. Darin finden wir den Schlüssel zu der Freudigkeit, mit welcher Roon seine Stellung ausfüllte. Und wo Arbeitslust und Wille, da ist auch Erfolg. Das Regiment, dem VIII. Korps angehörig, errang bald die besondere Zufriedenheit des bedeutendsten Soldaten der Armee, des Prinzen Wilhelm von Preußen. — Roon ist während dieser Zeit seinen Untergebenen ein strenger, aber gerechter Vorgesetzter gewesen. Wie angelegentlich er für das Wohl und das Fortkommen derselben sorgte, das mag der Umstand darthun, daß er selber zwei Unteroffizieren zu den Epauletten verhalf, weil er der Ansicht war, daß die Aussicht auf solche Beförderung den Stand der Unteroffiziere nur heben könne.

Im Übrigen ist diese Periode für den am 2. Dezember 1851 zum Obersten beförderten Roon arm an wichtigen äußeren Ereignissen. Nur einmal wurde der gleichmäßige Gang des dienstlichen Uhrwerks durch eine Reise nach Nancy und Straßburg zur Begrüßung des Prinz-Präsidenten Na-

poleon unterbrochen. Die Einzelheiten der Erlebnisse mögen hier übergangen werden. Hingegen mag es nicht uninteressant sein, einiges aus seinem Urteil über Louis Napoleon zu erfahren. Einnehmendes, so lautet es in seinen Aufzeichnungen, habe die Persönlichkeit des Prinzen nicht. Hervorstechend sei jedoch die gleichmäßige Ruhe, die ihn auszeichne, und die entweder auf eine große Charakterstärke oder auf das Fehlen jeglicher Leidenschaften schließen lasse. Unangenehm berühre der Pomp, mit dem sich der Prinz, vielleicht nur seinen für solche Äußerlichkeiten sehr empfänglichen Landsleuten zuliebe, umgebe, wie auch sein nächstes Gefolge wenig Vertrauen erwecke.

So ruhig äußerlich diese Jahre für Roon dahinflossen, so schmerzvoll waren die Ereignisse, welche sein Privatleben berührten. 1854 starb General Griesheim, 1857 General Fischer. Roon hat diesen beiden Männern, besonders Fischer, sehr nahe gestanden. Mit der Trauer um den Tod zweier bedeutender Soldaten verband sich der Schmerz um den Verlust der Freunde; schwer mußte es für ihn sein, für diese beiden Trefflichen einen Ersatz zu finden; sein Charakter war im Alter schroffer geworden und erschwerte wesentlich die Annäherung anderer. Weniger war es das Bewußtsein gemeinsamer Bestrebungen und Ansichten auf politischem wie militärischem Gebiete, welches diese Männer mit einander verband, als das Gefühl, es gegenseitig mit solchen vornehmen Naturen zu thun zu haben, deren Freundschaft ein herrliches Gut und eine feste Stütze im Leben bildet. Die Trennung von jenen ließ Roon sich nur um so fester an seinen letzten treuen Freund, den Bonner Professor Perthes anschließen. Seltsam, bereits seit einem Decennium waren die beiden mit einander bekannt; aber erst jetzt, durch den Tod des ihnen gemeinsam nahestehenden Fischer, fanden sie sich in Freundschaft, also zu einer Zeit, wo Roon bereits dem persönlichen Verkehr entrückt war, in Posen als Brigadekommandeur andere Verwendung gefunden hatte.

Roon verließ höchst ungern Köln. Freilich war die neue Stellung, in der er am 15. Oktober 1856 zum Generalmajor aufrückte, wenig geeignet, ihm den Abschied von seinem Regiment zu erleichtern. Befriedigen konnte sie ihn jedenfalls nicht. „Noch kann ich in der That mehr thun als Rekruten

ausheben und inhaltlose Briefe von Oben nach Unten und von Unten nach Oben schicken", schreibt er in seiner bitteren Weise an Perthes. Indessen findet er sich bald in die polnischen Verhältnisse, die ihn zuerst so abgestoßen hatten. Er kannte die Provinz von seinem ersten Aufenthalt in Thorn her; es hatte sich doch manches verändert. Nachfolgende Briefstelle mag Zeugnis geben von seinem scharfen Urteilsvermögen. „Die Landeskultur ist sichtlich gewachsen, die Wohlhabenheit hat entsprechend zugenommen. Die Parteiungen existieren freilich noch, aber die gegenseitigen Reibungen sind unmerklich, und der Polonismus grollt wohl bitter, doch nicht laut weiter. Bei alledem fehlt das Vertrauen in den Bestand der Dinge auch den Deutschen, ja den wärmsten Preußen; es muß fehlen, so lange die Regierung sich bloß tragen und treiben läßt, von der Hand in den Mund lebt und nicht den Mut hat, organisch zu wirken und gestaltend in das öffentliche Leben einzugreifen. Der Adel lebt stiller und zurückgezogener als je; er sammelt Geldkräfte zu gelegentlichen neuen Anstrengungen. Der Mittelstand aber hütet sich wohl, die Seinigen mit derjenigen Freiheit im Lande arbeiten zu lassen, die allein aus dem Glauben an den Bestand der öffentlichen Verhältnisse entspringen kann. Das sind freilich nur Gedanken, die auf flüchtigen Eindrücken beruhen; mein jetziges Geschäft ist aber wohl geeignet, mich schnell in die Geheimnisse dieses Landes einzuweihen."

Mit den gesellschaftlichen Verhältnissen mochte er sich nicht recht befreunden. Er fand die servile Art von Aufmerksamkeit und Unterthänigkeit, mit der man seiner Person gegenübertrat, höchst unpassend; sie sei gegen Frauen wohl am Platze, einem Manne gegenüber aber wirke sie, besonders wenn sich ältere Personen darin gefielen, geradezu abstoßend, meinte er dann wohl gelegentlich.

Lange war seines Bleibens in Posen nicht. Am 22. November 1858 wurde er zum Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf ernannt und sechs Monate später zum Generalleutnant befördert. Jedoch auch hier kam er nicht zur Ruhe. Die Mobilmachung von 1859, Vorbereitungen zur Armee-Reorganisation hielten ihn in fortwährender Spannung, welche erst gehoben wurde durch seine Ernennung zum Kriegsminister.

3. Die Heeres-Reorganisation.

Bereits 1833, im Stabe des Generals von Müffling, war Roon auf einige Mängel der Heeresverfassung aufmerksam geworden. Der schwache Friedensetat der Regimenter war durch Kriegsreserve-Rekruten kompletiert worden, deren Dienstzeit teilweise nur vier Wochen betrug; man kann sich also denken, ein wie unzuverlässiges Element sie bildeten. Die fremdherrlichen, bei den späteren Manövern als Zuschauer anwesenden Offiziere spotteten über die preußische Miliz; sie hatten wohl allen Grund dazu; zeigten doch die eingezogenen Landwehren recht bedenklichen Mangel an Disziplin. Roon soll damals geäußert haben, man müßte als Patriot eigentlich schamrot werden, wenn man die Urteile der fremden Offiziere hörte. — Die gemachten Erfahrungen waren fast vergessen, als die Mobilmachungen von 1849 und besonders von 1850 offenkundig die dem Heeresorganismus anhaftenden Schäden bloß legten. Roons scharfem Auge fielen sie sofort auf und reiften in ihm immer mehr die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Reform. Fehlende Trainformationen, mangelhafte Organisation des Verpflegungswesens wirkten lähmend auf den Gang der Operationen, und ihnen fällt ein Teil der Schuld daran zu, daß im badischen Feldzuge Mieroslawski zweimal der strategischen Umfassung glücklich entrann. Noch schwerer wog die gänzlich ungenügende Zusammensetzung der Infanterie. Diese bestand fast zu zwei Dritteln aus Landwehr, welche den Aufgaben eines Feldkrieges durchaus nicht gewachsen war. Überall schlugen sich 1849 die Landwehren entweder garnicht oder doch sehr schlecht. Roon führt in seiner ersten Denkschrift an: bei der Mobilmachung 1849 hätten die verzweifelten Kommandeure ihre unbotmäßigen Landwehrbataillone nur dadurch zum Weitermarsch bewegen können, daß sie von Meile zu Meile Biertonnen aufstellen ließen, die sie aus eigener Tasche bezahlten.

Es war nicht zu verwundern, daß die Landwehr nichts taugte. Sie war ein Produkt der Freiheitskriege, jener Epoche, in welcher die korsische Unterdrückung und die Kriegslasten das Herz auch des Friedfertigsten mit Erbitterung und Wut erfüllt hatten. Damals war die Landwehr gut, ja wertvoll; man

hatte eben nichts Besseres. Und doch erinnerte man sich, daß selbst in jener, an hingebender Begeisterung alles Bisherige weit übertreffenden Zeit die Leistungen der Landwehr durchaus nicht immer nach Wunsch gewesen waren. Von allen Truppen hatte sie die meisten Verluste, weniger durch Abgang infolge Tod und Verwundungen, als durch Krankheit und — Desertionen. Auch im Gefecht war das Verhalten der Wehrmänner durchaus nicht überall so gut, wie man es später darzustellen beliebt hat. Nach der Schlacht bei Kulm soll der alte Kleist zum Könige geäußert haben: Majestät, die Landwehr hat sich so sehr unter der Würde geschlagen, daß ich es für meine Pflicht halte, ihre sofortige Auflösung zu beantragen.

Gewiß hatte sich das Aussehen dieser Truppe nach dem Kriege sehr zu ihrem Vorteil geändert. Aber ebenso sicher war ihr Wert immer noch ein sehr geringer. Die Disziplin muß, wenn sie nicht eine Gewohnheit bleibt, abnehmen, und wie weit auf guten Willen ein Verlaß ist, das haben die Jahre 1813—15 zur Genüge gezeigt. Und trotzdem füllte man das Feldheer zu zwei Dritteln mit Landwehren. Nicht, daß man ihre Unzuverlässigkeit verkannt hätte; aber dem verarmten und erschöpften Volke mußte man nach den Freiheitskriegen zuerst wirtschaftlich wieder auf die Beine helfen, und dazu war eine wohlfeile Heeres-Verfassung durchaus angethan.

Nur eins hatte man vergessen: Preußens Bevölkerung war seit 1820 um $7^1/_2$ Millionen Einwohner, die Heerespräsenzstärke aber nur um 8000 Mann gestiegen, so daß das 1820 nur wenig größere französische Heer 1860 um 262000 Köpfe stärker war. In Wahrheit war der gegenwärtige Zustand nur ein Zerrbild auf die allgemeine Wehrpflicht; wenig mehr als drei Fünftel der Tauglichen wurden eingestellt. Mit einer solchen Armee war eine energische Politik nicht zu führen, und so ist man heute allerdings gezwungen, den Vertrag von Olmütz als ein Glück anzusehen, wie beschämend für unsern Preußenstolz seine Bestimmungen auch sind.

An leitender Stelle war man von der Notwendigkeit der Reorganisation überzeugt worden; schon 1852 trug sich die Regierung mit Reformplänen; aber es blieb wie auch 1857 bei dem guten Willen; es bedurfte des klaren Blickes und der Energie des Prinzregenten, um sie ins Werk zu setzen.

Wir kennen unsern späteren Kaiser als eine durch und durch militärische Natur. Es kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, den Entwickelungsgang seiner Gedanken bezüglich der Reorganisation darzulegen; jedenfalls muß hervorgehoben werden, daß diese sich bereits zu festen Ansichten und Urteilen abgeschlossen fanden, als Roon Kriegsminister wurde.

Es sei erlaubt, zeitlich zurückzugreifen, um die Beziehungen zwischen dem Prinzen und Roon zu schildern, als deren Folge die Heeres-Reform, die Basis zu den Erfolgen unserer Politik, anzusehen ist.

Im Herbst 1848 erbat der bisherige, lange schon kränkelnde Gouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm seinen Abschied. Des hohen Vaters Neuwahl traf Roon; der König hatte sie bereits genehmigt, als Roons Antwort einlief; sie war ablehnend. Es mag als Beitrag zur Charakteristik dieses seltenen Mannes dienen, wenn einige Stellen aus dem hierauf bezüglichen Briefwechsel zwischen den hohen Eltern und ihm mitgeteilt werden.

„Das überaus gnädige Schreiben — aus einem Briefe an die Prinzessin — hat mich ungemein überrascht .... Meine Dankbarkeit für diese unverdiente Gnade würde entsprechenden Ausdruck vergebens suchen, aber die Ew. Königlichen Hoheit eigene Hochsinnigkeit dürfte ihn finden in der Offenheit, Wahrheit und Freimütigkeit, mit welcher ich auch jetzt auf den mich über Verdienst ehrenden Antrag zu antworten gedenke. Die Stellung, die mir zugedacht, verlangt jedenfalls einen ehrlichen Mann, und als solcher werde ich antworten ..... Wenn ich meinem Herzen unbedingt folgen wollte, wie verlangt wird, so würde meine Antwort sehr kurz sein können. .... Aber der gute Wille vermag allein nicht alles. Nach ruhiger, ernster Selbstprüfung legt mir mein Gewissen die Pflicht auf, die günstige Meinung über meine Person bedeutend zu ermäßigen, so sehr sich auch meine Selbstliebe dagegen sträuben mag.“ Später führt er dann aus, daß vor allem sein politischer Standpunkt ein Hindernis seiner Wahl sein müsse. Er fühle sich zu alt, zu eingerostet in sogenannten Vorurteilen, könne auch den gegenwärtig herrschenden Ansichten innere Wahrheit nicht zugestehen. Wenn er aber schon dadurch verhindert sei, die Heil-

samkeit der neuen Ideen mit der nötigen Wärme dem jungen Fürstenkinde zu predigen, so gebe es doch noch ein anderes, wichtigeres Bedenken. In der Presse werde seine Person, da er diese Ansichten in seinen geographischen Büchern ausgesprochen habe, als reaktionär verschrieen werden; dem Prinzen werde man mit Mißtrauen entgegentreten, und das sei für einen künftigen König nicht gut. Wenn nun die hohen Eltern trotzdem bei ihrer Wahl verharren sollten, so glaube er sich verpflichtet, darauf hinweisen zu müssen, daß sich die zeitgenössische Erziehung junger Fürstensöhne in der Atmosphäre des Hofes niemals in zweckentsprechender Weise leiten lasse.

Mit Bedauern durchlas der Prinz das Roonsche Schreiben. Er hätte trotzdem auf seiner Berufung bestanden, aber die Forderung der Trennung von seinem Sohne stand zwischen ihnen. So lenkte er die Wahl auf Oberstleutnant Fischer. Niemals aber hat er seinem späteren Waffenmeister diese echt männliche Antwort verdacht, im Gegenteil seinen Charakter noch höher als bisher geachtet. —

Der badische Feldzug, in welchem der Prinz die Eigenschaften Roons als Soldat und sein klares Urteil schätzen lernte, die Zeit in Koblenz, dann die in Köln, brachten Roon in immer nähere Beziehung zu dem hohen Herrn; sie änderte sich auch nicht, als ihn des Königs Wille nach Posen berief.

Aus der Kölner Zeit stammt ein in Briefform gekleideter Aufsatz Roons, der seine militärisch-politische Anschauung klarlegt. Während des Krimkrieges hatte Graf Albert Pourtales, damals preußischer Gesandter in Paris, Perthes ersucht, die Ansichten der ihm befreundeten Offiziere, Fischer und Roon, über eine deutsche Bundeskriegsverfassung einzuholen. Roon sprach sich in der Schrift für die unbedingte Militär-Hegemonie Preußens aus. Denn Österreich, erläuterte er, könne die Aufgabe, ein deutsches Heer zu schaffen, weder durchführen noch wünschen; sie falle vielmehr Preußen zu, das einerseits, um seine Großmachtstellung zu erhalten, der nahen Verbindung mit den Mittelstaaten bedürfe, andererseits aber auch durch seine Stellung die Garantie biete, daß es Deutschlands Sicherheit nach außen kräftig schützen werde. Dazu gehöre ein starkes Heer, dessen einzelne Glieder nicht bloß durch Scheinverträge zu einem innerlich zusammenhang-

losen Institut verknüpft, sondern der unbedingten Oberherrschaft Preußens unterworfen sein müßten. Als wesentlichste Ziele wären für das Königreich folgende anzustreben: Das Beaufsichtigungs- und Inspektions-Recht des gesamten deutschen Heeres, das Ernennungsrecht der Oberbefehlshaber im Kriege wie im Frieden; die Beschränkung der Beförderungsrechte der Souveräne nach Maßgabe der Größe ihrer Kontingente, und Einrichtungen für die Erschaffung eines homogenen Offizier-Korps. Daneben die Einführung gleicher Reglements, Militär-Strafgesetze, Dienst-Zeit und -Verpflichtung 2c., sowie die Einverleibung der kleineren Verbände in das preußische Heer. Gewiß würden diese Verbesserungen nicht ohne Kampf, auch nur unter Austritt selbst mancher Mittelstaaten zu erlangen sein; man werde sie auch nicht mit einem Male, sondern nur allmählich und unter möglichster Schonung der traditionellen Eigentümlichkeiten erreichen.

Wie man sieht, es sind hier bereits die Gedanken ausgesprochen, die in der späteren Reichsverfassung zur Verwirklichung gelangten.

Die damals herrschenden Bestrebungen verliefen jedoch völlig im Sande; so wendete sich Roons Sinnen immer mehr der Umgestaltung der preußischen Wehrkraft zu. —

Im Jahre 1858, während des Aushebungsgeschäftes in Posen, wurde Roon nach Berlin berufen, um als Johanniter den Ritterschlag und die Investitur als Rechtsritter zu empfangen. Auf dem Bahnhofe Babelsberg hatte er Gelegenheit, dem Prinzen von Preußen seine Ansichten über eine Heeres-Reform vorzutragen; der hohe Herr hörte mit Aufmerksamkeit zu und befahl ihm schließlich, seine Gedanken und Pläne aufzuzeichnen und ihm zuzusenden. Ein Aufenthalt im Seebade Kolberg gab Roon hierzu die nötige Muße, sodaß am 22. Juli, nur vier Wochen nach jener bedeutsamen Audienz, diese erste Denkschrift nach Baden-Baden abgehen konnte. Die Ausführungen der Schrift lassen sich in folgenden, zum Teil wörtlich entnommenen Sätzen wiedergeben:

1. Die Landwehr ist eine politisch falsche Institution, denn sie imponiert dem Auslande nicht mehr und ist für die äußere wie für die innere Politik von zweifelhafter Bedeutung.

2. Die Landwehr ist aber zugleich auch eine militärisch falsche und schwache Institution, weil sie:
   a) des eigentlichen, richtigen, festen Soldatengeistes und
   b) der sicheren disziplinarischen Handhaben entbehrt, ohne die kein zuverlässiger militärischer Organismus gedacht werden kann.

Preußens Heerverfassung beruht somit auf wesentlich theoretischen Basen, auf einer reinen Illusion, sie muß von Grund auf geändert werden.

Das kann am einfachsten geschehen durch Verdoppelung des Friedensstandes. Aber die entstehenden Kosten würden zu hoch sein; so muß man sich damit begnügen, die Landwehr inniger mit der Linie zu verschmelzen. Das erste Aufgebot muß für die Friedenszeit der Linie vollkommen einverleibt werden. Wenn nun der Mannschaftsetat der Friedensbataillone auf 800—900 Köpfe erhöht wird, diese dann zu 8 Kompagnien formiert werden, so kann man durch Teilung im Kriegs- und Übungs-Falle aus jedem derselben 2 Bataillone aufstellen; die Zahl der in denselben befindlichen aktiven Mannschaften bildet für die einzuberufenden Kriegsreserven und Landwehrleute einen festen Rahmen.

Damit allein ist aber eine wesentliche Verbesserung der Feldarmee noch nicht erreicht; sie kann erst eintreten, wenn man die Kadres an Offizieren und Unteroffizieren bedeutend verstärkt und in ihrer Güte hebt. Deshalb ist es notwendig, die Kadettenanstalten zu vergrößern, die Unteroffizierschulen zu vermehren und die Avancementsverhältnisse der Offiziere zu bessern, so daß künftig jüngere Kräfte als bisher in die Stellungen des Kompagnie-Chefs und des Bataillons-Kommandeurs gelangen.

Die Ausführung dieses Planes hätte eine Vermehrung der Feldarmee kaum herbeigeführt. Aber man hätte den großen Vorteil erlangt, an Stelle der bisherigen Landwehr-Miliz ein homogenes, durch gleichmäßige, straffe disziplinare Handhaben wohlgeordnetes Heer zu besitzen.

Freilich, einen Haken hatte das Projekt immer noch. Es war fraglich, ob die geringe Zahl der aktiven Soldaten wirklich imstande sein würde, im Kriege den Komplettierungsmann-

schaften einen sicheren Halt zu bieten. Allerdings war Roon damals geneigt, diese Frage zu bejahen, aber man kann doch nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß er einige Jahre später im Abgeordnetenhause betonte, daß schwache Friedenskompagnien in der Stärke von etwa 100 Mann eine taktische Ausbildung unmöglich machten und einen festen Rahmen für die Feldkörper nicht bilden könnten. Es mochten deshalb wohl finanzielle Rücksichten sein, welche ihm zu dem Vorschlag dieses Aushülfemittels rieten, wie er denn auch aus diesen Gründen die für das Heeresbudget nötige Mehrforderung nur auf etwa 1 1/2 Millionen Thaler bezifferte. Später, als ihm gesagt wurde, daß Preußen weit höhere Summen ohne Schwierigkeit aufzubringen vermochte, hat er entschieden für die Erweiterung, ja Umänderung seines alten Planes gestimmt.

Mit Interesse durchlas der Prinz die Schrift. Wie seltsam stimmten dieses Mannes Ansichten mit den seinen überein; wenn sie sich nur hätten ausführen lassen. Noch aber lebte der königliche Bruder, und während seiner Regierungszeit war an eine Umgestaltung des Heeres nicht zu denken.

Da erkrankte der König schwerer denn je. Am 7. Oktober 1858 übernahm Prinz Wilhelm die Regentschaft; am 6. November erhielt das Ministerium Manteuffel seine Entlassung; ein neues, gebildet aus den Führern der Alt-Liberalen, trat unter dem Vorsitz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Stelle, und am 8. November verkündete eine von den Liberalen mit großer Freude aufgenommene Ansprache des Regenten an das Ministerium das Ende des bisherigen Schwankens in der Politik. Bald sollte es sich zeigen, ob das neue Ministerium thatkräftiger als das alte das Staatsruder zu führen imstande war.

Infolge des französisch-österreichischen Krieges wurde Mitte Juni 1859 die Mobilmachung des größten Teils der Armee befohlen. Aber während Preußen bereit war, für Österreich handelnd einzutreten und nur die Bedingung stellte, daß ihm der Oberbefehl der Truppen am Rhein übertragen werde, schloß Kaiser Franz Joseph am 11. Juli 1859 den übereilten Präliminarfrieden von Villafranca. Eine neue Schlappe für die preußische Politik; wenigstens mußte sie aller Welt, die laut über den Verrat Preußens zeterte, so erscheinen. Und doch hatte

diese nutzlose Mobilmachung in der Folge ihr Gutes. Die sichtbar zu Tage tretenden Mängel machten die Frage der Heeresreform von neuem zu einer brennenden, und so ergriff der Regent den gegenwärtigen Zustand als bequemen Anlaß, um seine Gedanken in die That umzusetzen. Die Landwehr-Bataillone wurden nicht aufgelöst, sondern nach Entlassung der ältesten Jahrgänge auf den Friedensstand der aktiven Bataillone reduziert und unter dem Namen: Landwehr-Stamm-Bataillone zu sogenannten kombinierten Infanterie-Regimentern zusammengestellt. Die Bahn der Reorganisation war beschritten.

Inzwischen war man auch dem Plane selbst näher getreten. Der Prinz hatte die Denkschrift Roons nach eigener Durcharbeitung dem Kriegsministerium zur Prüfung überwiesen. Bonin, dem Kriegsminister, kam die Sache äußerst ungelegen. Seiner liberalen Stellung konnte sie recht schaden, und so suchte er sie durch alles Mögliche zu hintertreiben oder doch wenigstens zu vertagen. Nur zu gut sollte ihm letzteres gelingen. Zwar war die Bearbeitung des Projekts durch Voigts-Rhetz bereits Mitte Februar 1859 beendet, aber die Lauheit des Kriegsministers und die Mobilmachung verzögerten den definitiven Entschluß, bis denn endlich ein Machtwort des Regenten der herrschenden Thatenlosigkeit ein Ende machte. Roon wurde am 2. September nach Berlin berufen, um über das Reformprojekt mit Bonin zu beraten.

Roon kam in recht trüber Stimmung nach Berlin. Erst vor kurzem hatte er seinen jüngsten Sohn, den siebenjährigen Josua, verloren. Er hatte das Kind sehr lieb gehabt; um so schwerer wog der Verlust. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen er nach der Hauptstadt kam, und wahrlich, die Zustände im Kriegsministerium waren nicht geeignet, ihn aufzuheitern. „Besänftigen hier, beruhigen dort und gleichzeitig anfeuern und schüren, damit die schwachen Flämmchen nicht schier erloschen," dazu stete Differenzen mit Bonin, der nun die ganze Ehre der Urheberschaft in Anspruch nehmen wollte, das alles machte ihm die Arbeit recht schwer; nur durch seine wahrhaft große Uneigennützigkeit vermochte er über all' die kleinen Widerwärtigkeiten hinwegzukommen. „Es kommt auch garnichts darauf an," so schreibt

er, „wem die Sache zugeschrieben wird, wenn sie nur unverstümmelt ins Leben tritt. Darauf ganz allein kommt es an; nicht, daß ich als Urheber genannt werde.“

Auch die Stellung des Regenten war nicht zu beneiden. Die Entlassung Bonins, so wünschenswert sie für die Sache war, hätte bei den Liberalen Erregung und Unwillen hervorgerufen, zugleich aber wahrscheinlich den Rücktritt des gesamten Ministeriums zur Folge gehabt. So unterblieb vorläufig seine Verabschiedung; bald aber drängten die Umstände auf der anderen Seite zur Entscheidung.

Bonin hatte sich wohl oder übel dazu verstehen müssen, den Reformplan im Landtage zu vertreten; er that es mit innerem Widerstreben. Denn im Lande hatte das Projekt nicht übermäßig viel Anhänger gefunden. Zwar zuerst, als das Gerücht ging, die Landwehrdienstzeit solle herabgesetzt werden, war alles Feuer und Flamme für das neue Gesetz. Wie es dann aber hieß: „Ja, ihr sollt aber dafür zahlen,“ da sagte die „öffentliche Meinung“: „Nein, zahlen wollen wir nicht.“

Bei solchen Stimmungen im Volke mochte Bonin sehr besorgt werden um seine Popularität; durch Winkelzüge suchte er sie sich zu erhalten. Er sprengte aus, Roon habe die Landwehr beibehalten wollen; diese Vorschläge seien jetzt aber gänzlich beseitigt; er werde mit den seinen stehen oder fallen — und ähnliche Unwahrheiten mehr, wie Roon in seiner scharfen Weise an seine Frau schrieb. Bonin hatte sich aber nur selber durch solches Verhalten geschadet. Der Prinz-Regent, welchem die Unaufrichtigkeit und die Popularitätshascherei seines Kriegsministers in der Seele zuwider war, bezeugte ihm seine Abneigung ganz offen; Fürst Karl Anton, empört über die — Seßhaftigkeit des Generals, bedeutete ihn in den verständlichsten Ausdrücken, daß er sich doch unmöglich gemacht habe und deshalb gehen müsse; und so entschloß sich dieser „Märtyrer des Liberalismus“, dem nicht wenig vor den bevorstehenden Kammerdebatten bangen mochte, endlich zu gehen. Er erbat und erhielt am 28. November seine Entlassung.

Erst am 5. Dezember 1859 erfolgte die Ernennung Roons zu seinem Nachfolger. Und es war gut, daß es erst

dann geschah. Denn der Regent hatte wohl herausgefühlt, daß man in der Presse den Rücktritt Bonins so hinstellen werde, als ob er seiner liberalen Ansichten wegen gefallen sei. Das Staatsministerium hatte infolgedessen auf Anstiften des Prinzen den Reorganisationsplan noch vor Roons Berufung angenommen und somit zu seinem solidarischen Eigentum gemacht; jetzt waren die kursierenden Gerüchte gründlich widerlegt. Trotzdem ging während der Konfliktszeit noch vielfach das Gerede von dem liberalen Bonin, der sich für das Land geopfert habe, und dem reaktionären Roon, der mit seinem Heeresprojekte in das liberale Ministerium wie ein Keil eingetreten sei, um es zu stürzen. Daß diese Behauptungen gänzlich haltlos waren, mußte eigentlich jedem einleuchten; denn Roon war, wie er im Abgeordnetenhause ausführte, gar nicht in der Lage gewesen, in den zwei Monaten von seinem Amtsantritt bis zur Einbringung der Vorlage im Landtage ein neues Projekt auszuarbeiten. Aber wie sonst, so war auch hier ein großer Teil der Abgeordneten selbst den handgreiflichsten Beweisen völlig unzugänglich. Es blieb dabei: Roon war der böse Geist der Reaktion.

Die Wahrheit ist, daß es im Grunde weder ein Boninsches noch ein Roonsches Projekt gab. Freilich hatte Roon den wesentlichsten Anteil an der Arbeit; vielleicht hatte auch seine Denkschrift zuerst beim Prinzen den Entschluß zum Handeln gereift; gewiß ist aber, daß die Gesetzes-Novelle, wie sie am 10. Februar 1860 auf dem Tisch des Abgeordnetenhauses lag, des Prinzen eigenste Gedanken enthielt, daß er an ihr gearbeitet hatte nach seiner gewissenhaften Überzeugung, und daß er deshalb nachmals berechtigt war, zu äußern: Die Heeres-Reorganisation ist mein eigenstes Werk. —

Roon betrat den an und für sich schon dornenvollen Pfad des preußischen Kriegsministers unter besonders erschwerenden Umständen. Freunde hatte er kaum; zum wenigsten unter seinen Kollegen. Mit Ausnahme des Fürsten Karl Anton konnte das Ministerium den neuen Amtsgenossen wegen seiner politischen Ansichten nur mit Mißtrauen empfangen. Es hatte sich in seine Ernennung wohl nur deshalb, und dann noch halb widerwillig geschickt, weil es ihn als keinen politischen Mann, sondern lediglich als Ressort-

minister ansah, der eben nur zur Durchführung der Reform berufen sei. So war auch die Unterstützung, welche Roon in den Parlamentskämpfen von seinen Kollegen erhielt, höchst lau. Freilich, es mochte ihnen nach ihrer politischen Vergangenheit schwer fallen, sich entschieden auf seine Seite zu stellen. Denn die liberale Presse empfing den neuen Minister nicht nur ohne Vertrauen — man kannte ja seine Schriften, hielt ihn für einen einseitigen Soldaten, einen Absolutisten —, sondern fast durchgehends mit Abneigung. Nur die konservative Partei, der Bonin politisch unsympathisch war, begrüßte mit wenigen Ausnahmen in Roon einen Gesinnungsgenossen; durch seinen Eintritt schien ihr das Ministerium wesentlich gebessert.

Auch in militärischen Kreisen wurde Roon nicht mit freundlichen Augen aufgenommen. Zwar in der Armee, in der Bonin als Soldat geachtet, wegen seines Schönthuns mit den „Demokraten" aber nicht beliebt war, kannte man Roon als einen energischen, tüchtigen und königstreuen Mann und brachte ihm demnach Vertrauen entgegen. Das war aber auch alles. Denn mit Ausnahme von Gustav Alvensleben, Manteuffel und Voigts-Rhetz waren die Militärs der Hauptstadt, selbst Charaktere wie Steinmetz, während der Kommissions-Beratungen über das Reform-Projekt in mehr oder minder schroffen Gegensatz zu ihm getreten, und daß die Offiziere des Kriegsministeriums ursprünglich durchaus nicht mit Bereitwilligkeit auf die Ansichten des Reformators eingegangen waren, haben wir schon erwähnt.

Beneidenswert war also seine Stellung nicht. Um so höher ist ihm deren Annahme anzurechnen. Fern war ihm hierbei jeder egoistische Gedanke. „Meine Bereitwilligkeit," schreibt er an Freund Perthes, „— glauben Sie es wenigstens — ist eine tief seufzende, die sich der Schwere einer scheinbar unlöslichen Aufgabe und der Gefahren des nicht unwahrscheinlichen Schiffbruchs wohl bewußt ist. Ehrgeiz und Habgier wirken dabei, soviel ich weiß, nicht mit; ein Menschenkind meiner Art kann garnicht anders, als mit Gottes Hülfe auch das Schwerste und Gefährlichste versuchen, wenn es sich, wie hier, um das Wichtigste und Höchste handelt, was es in eines Mannes Lebensberuf giebt: um die politische Gesund-

heit seines Vaterlandes. Soll ein Soldat seinem Kriegsherrn feige den Rücken kehren, wenn er spricht: „Komm, steh mir bei" — bloß weil ihm dessen andere Helfer nicht wohlgefallen? Nimmermehr! Das, was man politische Ehre nennt, fasse ich anders auf, weil ich Soldat bin . . . Nach meinen Begriffen von politischer Ehre ist es in meinem Falle nur Ehrenpflicht, zu sagen: „Ja, Herr, ich will, aber wolle Du nicht etwas, was Du vielleicht einst bereust. Sieh', ich bin anders, als Du wohl denkst und im Hinblick auf Deine anderen Stützen wünschen kannst; überlege es, ob Du nicht eine paßlichere Säule findest, die die Harmonie Deines Gebäudes weniger stört." — Wenn man dies und Ähnliches mit Wärme und Freimut gesagt und das Begehren unverändert bleibt: dann hat, meines Erachtens, ein treuer Mann seine Schuldigkeit gethan, sonderlich wenn ihm gesagt wird: „hätte und wüßte ich einen Besseren, würde ich Sie nicht gewählt haben." — Ich weiß, Sie mein teurer Freund, werden mich daher nicht verurteilen. Es gilt Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden!

Man sagt mir, und ich bin Narr genug die Überzeugung zu teilen, daß ich dazu wohl geeignet sei. Meine Düsseldorfer Tretmühle ist ungleich behaglicher und hat weder solche Verantwortlichkeiten noch solche Schwierigkeiten. Mein „Fleisch" würde frohlocken, wenn die Kabalen siegten und Bonin mit ihnen, aber das Herz würde mir bluten, wenn dies — was nur durch eine Erniedrigung der Krone thunlich — geschähe."

* * *

In seiner ersten Denkschrift hatte Roon den Satz aufgestellt, daß „der nimmer zu förderlichen Resultaten gelangen könne, der nichts verstehe, als die finanziellen und militärischen Rücksichten zu balancieren." Diesen Standpunkt vertrat er auch im Abgeordnetenhause. Eine wohlfeile Heereseinrichtung, äußerte er, ist eine Verschwendung, da sie nicht imstande ist, im Kriege den gestellten Anforderungen zu entsprechen. Aber wenn die Mittel für das Heer in genügender Höhe bemessen werden, so werden die größeren Ausgaben auf die Dauer zu

einer finanziellen Ersparnis; denn dann ist die Armee wirklich fähig, im Kriege dem Feinde Widerstand zu leisten und für das Land ein Bollwerk des Friedens zu sein.

Die Gesetzesvorschläge, welche dem Hause vorgelegt wurden, gingen nicht unwesentlich über die Forderungen in Roons erster Denkschrift hinaus. An Stelle der veranschlagten $1\frac{1}{2}$—2 Millionen Thaler verlangte man deren 9—10; damals war als Ziel erstrebt worden, die Landwehr inniger mit der Linie zu verschmelzen und die Friedens-Bataillone zu 8 schwachen Kompagnien zu formieren; jetzt sollte die Landwehr aus der Feldarmee gänzlich ausscheiden, und die Zahl der Friedens-Bataillone nahezu verdoppelt werden. Aus diesen Grundgedanken ergaben sich die näheren Forderungen. 23000 Rekruten hätten künftig mehr als bisher ausgehoben werden müssen, und da man den Friedensetat der Bataillone um 150 Köpfe schwächer zu machen gedachte, damit die neuen Truppenkörper gebildet werden konnten, so waren fortan nicht zwei, sondern vier Jahrgänge der Reserve notwendig, um die Bataillone auf Kriegsstärke zu bringen. Dafür aber machte die Regierung das Zugeständnis, die Landwehrpflicht um ein Bedeutendes herabzusetzen. Es war ein großartiger Plan. Die Landwehr ersten Aufgebots hätte fürder die Reserve-Armee gebildet, die gesamte preußische Feldarmee hätte nur aus jungen Menschen bestanden!

Am 10. Februar gelangten die Gesetzesvorlagen in das Abgeordnetenhaus. Nachdem der Ministerpräsident kurz auf ihre Wichtigkeit hingewiesen hatte, ergriff Roon das Wort. Seine Rede war in knappen, ruhigen Ausdrücken gehalten, gänzlich schmucklos, doch klar und verständlich. In wenigen kurzen Sätzen behandelte er das Bedürfnis für die Vorlage und die militärischen und finanziellen Erwägungen, welche die Staatsregierung bei ihrer Abfassung geleitet hatten. Vor allem aber betonte er, daß das Gesetz sowohl im Interesse der Würde und der Steigerung des Ansehens der Regierung liege, wie in dem des Landes, welchem es die ihm gebührende politische Bedeutung zu verschaffen strebe.

In tiefem Schweigen hatten die Volksvertreter den Worten des Kriegsministers zugehört, mit Bewegung nahmen sie die Ausführungen des Finanzministers auf. Es mochte wohl so

mancher der Anwesenden im stillen den Kopf bei dem Gedanken schütteln, daß die Regierung des Staates, dessen Politik seit mehr denn einem Dezennium nur Schwanken und Furchtsamkeit gewesen war, sich zu einer derartig durchgreifenden und einschneidenden Maßregel entschlossen hatte. Im Innern war wohl niemand recht davon überzeugt, daß die Regierung energischen Handelns fähig war.

Das Haus überwies am 15. Februar die Gesetzes-Entwürfe einer Kommission von 21 Mitgliedern, die den Freiherrn von Vincke-Hagen zu ihrem Vorsitzenden, den General a. D. Stavenhagen zu ihrem Berichterstatter wählte.

Leider war auch der letztere, ein durchaus ehrenhafter Mann, befangen von liberalen Ansichten der Zeit. Zwar wollte auch er die Einstellung von jährlich 63000 statt 40000 Rekruten, sowie die Vermehrung der Infanterie-Regimenter, aber er verlangte zweijährige Dienstzeit und Beibehaltung der Landwehr in der Feldarmee. — Mit der Annahme dieser Anträge wäre der Regierungsvorschlag gefallen gewesen.

Da entschloß sich die Regierung zu einem verhängnisvollen Schritt. „Zur Aufrechterhaltung und Vervollständigung der Kriegsbereitschaft und Streitbarkeit des Heeres auf der Basis der bisherigen gesetzlichen Grundlagen“ forderte man vom Hause für die nächsten 14 Monate ein Mehr von 9 Millionen Thalern, und der Finanzminister von Patow bezeichnete in der Kommission den gegenwärtigen Zustand als ein Provisorium. Das war der Anfang von all' den späteren Irrtümern und Fehlern, die der Keim geworden sind zu dem Verfassungs-Konflikt.

Zwar hätte auch das Haus wissen müssen, daß es sich für die Regierung nur um eine dauernde Institution handeln konnte. Ging es doch klar und deutlich hervor aus den Reden des Prinz-Regenten; und eben jener Herr von Patow, der in der Kommission von einem Provisorium gesprochen hatte, sagte dem Hause in der Sitzung vom 15. Mai: „Wollte man das, was die Regierung vor Augen hat, als ein Provisorium in dem Sinne bezeichnen, daß dieser provisorische Zustand nur hervorgerufen sei durch die gegenwärtige politische Weltlage, ... mithin bei dem Verschwinden der momentan obwaltenden Verhältnisse ganz von selbst wieder umgewandelt

werden müsse in den früher normalmäßigen Zustand, so würde die Staatsregierung ein Provisorium in diesem Sinne nicht acceptieren können. Sie geht vielmehr davon aus, daß, ganz unabhängig von den äußeren Verhältnissen, Umgestaltungen im Heere notwendig sind ...." Aber im Hause wie im Lande steifte man sich auf jene Worte Patows in der Kommission, und so schwand in dem weiteren Verlauf der Dinge mit dem gegenseitigen Vertrauen der letzte Rest von Hoffnung auf eine Verständigung.

Ob Provisorium oder nicht, das ging Roon, der sich schweren Herzens in jenen Kompromiß gefügt, als Fachminister nichts an. Mit der Annahme der Vorlage von beiden Häusern des Landtags — in dem der Abgeordneten bei einer Opposition von nur 7 Stimmen — war für ihn die Sache erledigt. Um die Errichtung von Regimentern, die morgen auf ein Votum des Abgeordnetenhauses von der Bildfläche zu verschwinden hätten, konnte es sich für ihn nicht handeln. So schritt er denn zur Ausführung des Reform-Planes.

Wir wissen, daß bei der Demobilmachung 1859 die Landwehr-Regimenter nicht völlig aufgelöst, sondern nur auf einen niedrigeren Mannschaftsstand gebracht worden waren. Jetzt wurden diese Stamm-Regimenter in Linien-Regimenter umgewandelt. Die Vermehrung der Feldarmee gestaltete sich kurz wie folgt. Die bisherigen 9 Reserve-Regimenter erhielten ihre dritten Bataillone; 4 Garde- und 32 Linien-Infanterie-, 2 Garde- und 8 Linien-Kavallerie-Regimenter wurden formiert, die Artillerie-Regimenter auf 3 Fuß- und 1 reitende Abteilung, die Pionier-Bataillone auf 4 Kompagnien gebracht, 1 Unteroffizierschule und bei der Garde je 1 Divisions- und Kavallerie-Brigade-Kommando errichtet, die Jäger-Bataillone, die Infanterie-Schießschule und die Reitschule verstärkt, sowie die vorhandenen 9 Trainstämme in ebensoviel Train-Bataillone zu 2 Kompagnien umgewandelt. Am 4. Juli 1860 erhielten diese kombinierten Truppenteile ihre neuen Benennungen und am 18. Januar 1861 ihre Fahnen und Standarten. Damit war die eigentliche Reform beendet. Klar war die Absicht der Regierung ausgesprochen: So soll es bleiben.

Die erstaunlich rasch vollzogene Durchführung der Neuformierungen war nur durch Roons außerordentliche Arbeitskraft möglich geworden. Auch nach der Beendigung der Reorganisation ward sie dauernd weiter in Anspruch genommen. Galt es doch baldigst alle Mobilmachungsvorarbeiten zu beenden, die damals ihre Erledigung großenteils im Kriegsministerium fanden, und es bedurfte der ganzen riesenhaften Schaffensfähigkeit und Pflichttreue eines Roon, mit dem ein Moltke sich in die Arbeit teilte, und dem Hülfsarbeiter wie ein Manteuffel zur Verfügung standen, um diese ungeheure Last in kurzer Zeit sicher und gut zu bewältigen. —

Am 16. April 1861 erhielt Roon zu seinem bisherigen noch ein neues Amt: er wurde Marineminister.

---

4. Die Anfänge der Konfliktszeit.

Wir treten hier in einen Abschnitt ein, den man überschreiben möchte: Roon als Redner. Er ist der gewichtigste für die Zeichnung dieses eisernen Charakters, in dem Geradheit, Treue und Gottesfurcht sich paarten. Es sei vergönnt, im voraus einige Streiflichter auf seine Thätigkeit im Parlamente zu werfen; sie werden ihn vielleicht besser erkennen und würdigen lassen, als es durch eine eingehende Darstellung der Begebenheiten möglich erscheint.

Wenn man die Reden Bismarcks liest, so packt bereits jener oratorische Schmuck und Schwung und jene Beredsamkeit, die dem großen Staatsmanne den Sieg über seine Gegner erleichtern halfen. Alle diese Gaben gingen Roon fast gänzlich ab. Wortkarg, fast schweigsam von Natur, sprach er in der Kammer nur mit knapper Sachlichkeit. Stets aber waren seine Ausführungen klar, offen und überzeugend, seine Widerlegungen treffend. Zu Anfang hatte er mit einer gewissen Befangenheit zu kämpfen, und erst allmählich wurde aus ihm ein gewiegterer Parlamentarier. Selten hat er eine Rede in des Wortes eigentlicher Bedeutung gehalten, sondern immer nur zur Sache gesprochen, wie er wiederholt versicherte. Ganz kalt ließ ihn bei andern auch die hinreißendste Beredsamkeit; Thaten, nicht Worte dienten ihm als Maßstab für die Be-

urteilung anderer. Wie er dem Rufe seines königlichen Herrn mit innerm Widerstreben, nur aus Pflichttreue gefolgt war, so verschwand auch bei ihm während seiner ganzen Amtsführung nie die Abneigung gegen die Kammerdebatten. Jene Kampfes-Freudigkeit des Wortes, mit der Bismarck ans Werk ging, fehlte ihm gänzlich. Für ihn war diese Arbeit eine unangenehme Pflicht, aber eine Pflicht, die er sich als richtiger Preuße, als echter Soldat moralisch verbunden fühlte zu erfüllen. War er sich doch bewußt, daß er allein es war, der auf der Bresche stand für die Macht des Königtums, gegen die anstürmenden Gewalten einer drohenden Parlamentsherrschaft. Und das macht diesen Treuesten aller Treuen als Charakter so groß, daß er, unbekümmert um eigenes Wohl, nicht wich und nicht wankte auf seinem Posten, trotz der gehässigsten Angriffe seiner Gegner, sondern fest König und Armee vertrat. Das ist richtige Pflichterfüllung, das ist wahre Mannes- und Soldaten-Ehre!

Vielleicht ist Roon derjenige Minister, der während der Konfliktszeit am meisten mit Schmähungen bedacht worden. Denn nichts reizt mehr zu Angriffen, als wenn der Gegner in seinem Thun und seiner Haltung auch nicht den geringsten Anlaß zu Vorwürfen giebt. Roons ganze Persönlichkeit war gebietend. Sein Blick fest, durchdringend, sein Körper straff, hochaufgerichtet, soldatisch; seine Stimme dröhnend; seine ganze Art ernst und ruhig, dabei „scharf wie gehacktes Eisen"; so erzeugte sein Wesen bei seinen Gegnern Haß und Neid, dem sie anders nicht Ausdruck zu verleihen vermochten, als durch persönliche Anfeindungen. Und trotzdem errang er sich auch bei dem Feinde Achtung. „Wären doch unsere Kerls so, wie dieser verdammte Kriegsminister," meinte so mancher Demokrat. —

Wenden wir uns jetzt den Begebenheiten wieder zu.

Dem im Januar 1861 zusammengetretenen Landtage war eine Novelle zum Kriegsdienstgesetz nicht vorgelegt worden. War doch infolge der vorjährigen Kammerdebatten die Besorgnis nur zu begründet, daß ein solches Gesetz auf den äußersten Widerstand stoßen würde. So galt es vor allem die provisorische Reorganisation zu einer definitiven zu ge-

stalten; dann mochten die Verhandlungen über ein neues Wehrgesetz beginnen.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob die Taktik der Regierung richtig war; jedenfalls war durch ihren Entschluß die Reorganisations-Angelegenheit zu einer reinen Budgetfrage herabgestimmt worden. Denn dem Könige allein stand die Festsetzung des jährlich einzustellenden Rekrutenkontingents zu, vom Landtage hing nur die Bewilligung der Mittel ab. So durfte sich Roon zu Anfang völlig von den Debatten fern halten. Er sollte bald zum thätigen Eintreten für die Forderungen gedrängt werden.

Wie man im Volke rührig gegen die Regierung geschürt hatte, so war auch die Landesvertretung dem Reformprojekt um nichts günstiger gesinnt als vorher. Vergebens legte Roon die politische Dringlichkeit der Reorganisation dar. Vergeblich bewies er durch Zahlen, daß das Land völlig imstande sei, die Steuerlast zu tragen; hatte doch 1820 der verarmte Staat im Verhältnis zur Volkszahl ein viel größeres Heer unterhalten, als jetzt. Alles umsonst. Selbst der einsichtsvollere Teil der Liberalen blieb dabei: Erst zweijährige Dienstzeit und Beibehaltung der Landwehr in der Feldarmee, dann Geld. Es war die deutliche Aufstellung des Prinzips der Parlamentsherrschaft. Ja, die Verblendung bei einem Teil der Demokratie war so groß, daß der Abgeordnete von Hoverbeck die Mittel für Kasernenbauten zu streichen beantragte, weil dort ja doch nur Paradesoldaten zur Entfremdung gegen den Bürgerstand erzogen würden!

So stand man vor der Frage: Nachgeben oder Konflikt. Aber während König Wilhelm — er war König seit dem 2. Januar 1861 — fest entschlossen blieb, von seinem Werke auch nicht um eines Fingers Breite abzugehen, war die Mehrzahl seiner ersten Diener unfähig, den hierfür notwendig werdenden Kampf durchzufechten. Dasselbe Ministerium, das noch vor wenigen Wochen erklärt hatte, auf einen Aushülfezustand wie im Vorjahre könne es sich nicht mehr einlassen, scheute in letzter Stunde vor dem offenen Bruche und erklärte sich bereit, einen ähnlichen Kompromiß wie 1860 einzugehen. So blieb das Bestehen der Armeereorganisation unangefochten. Freilich, abermals als Provisorium; denn die bewilligten

4 132 025 Thaler waren der Heeresverwaltung nur für das zweite Halbjahr 1861 im Extraordinarium zugewiesen worden.

Unmittelbar nach der Abstimmung über dieses Amendement — Abgeordneter Kühne hatte es gestellt; nur bei geringer Majorität war es durchgebracht worden — nahm das Haus eine vom Frhrn. von Vincke beantragte Resolution an, wonach die Staatsregierung „verpflichtet wurde", falls sie die zur Reorganisation der Armee ergriffenen Maßregeln aufrecht zu erhalten beabsichtige, spätestens dem nächsten Landtage eine Novelle zum Kriegsdienstgesetz vorzulegen! Es versteht sich von selbst, daß Roon dem entgegen trat.

So war man abermals krank an der langen Bank. Umsonst war das Opfer des Herrenhauses gewesen, welches — nicht zum wenigsten durch Roons Einfluß — das in erster Line seine Mitglieder schädigende Grundsteuergesetz angenommen hatte; vergeblich hatte Roon gegen die Halbheit und Unentschlossenheit der Regierung geeifert. Immer tiefer schien dem Königstreuen das Ansehen der Krone zu sinken, immer rascher Preußen seinem Verfall entgegen zu eilen.

Es sollte noch schlimmer kommen. Die Dezemberwahlen endigten mit der gänzlichen Niederlage der Konservativen und der bisherigen Ministerialpartei, und im Januar 1862 befand sich die Regierung einer direkt feindlich gesinnten Kammer gegenüber. Zwar, im Volke war die Beibehaltung der Landwehr in der Feldarmee durchaus nicht populär, aber die Schlagworte: zweijährige Dienstzeit, verminderte Steuerlast, reichsdeutsche Politik und Umgestaltung des Herrenhauses verschafften der neugebildeten deutschen Fortschrittspartei den Sieg.

Wir müssen hier zeitlich zurückgreifen. Roon war in das Ministerium mit dem Vorsatz eingetreten, kein politischer Mann, sondern nur Fachminister zu sein. Bald jedoch war er durch die Ereignisse immer mehr von diesem Vorhaben abgedrängt worden. Wenn auch keiner Partei angehörig, so besaß er doch gewisse politische Überzeugungen, und diese stellten als obersten Satz hin, daß in jedem Lande einer der Herr sein müsse, und daß in dem königlichen Preußen jeder Versuch, die Macht des Herrschers zu schmälern, mit allen Mitteln zu bekämpfen sei. Solche Anschauungen brachten ihn natür-

lich mehrfach in schroffen Gegensatz zu seinen Kollegen; bald sollte es zum offenen Bruche kommen.

Das Ministerium hatte im Anfange des Jahres 1861 das Schwinden des Vertrauens wohl empfunden, welches ihm König wie Volksvertretung bisher entgegen gebracht hatten. Nur durch liberale Konzessionen, meinte es, werde es sich letzterer gegenüber halten können. In dieser Hinsicht versuchte es auf den Monarchen einen Druck auszuüben, und wirklich gab derselbe, im Hinblick auf sein liberales Regierungs-Programm, am 1. März seine Einwilligung zu verschiedenen Konzessionen, erklärte jedoch, die Minister hätten ihn dazu gezwungen.

Das kam Roon gerade recht. Sein heißgeliebter König sollte sich dem Willen anderer beugen! Das durfte nicht geschehen!

„Preußen," so schrieb er an den König, „bedarf eines starken Königtums, und wie die Verfassung eine vom Monarchen freiwillig gegebene ist, so dürfen selbst wünschenswerte Konzessionen dem Willen des Herrschers nie abgezwungen, sondern nur in freier Entschließung von diesem gegeben werden. Denn den eigenen Willen über den seines Landesherrn stellen, das kann, das darf kein rechter Preuße." Einen Monat später schreibt er aus ähnlichem Anlaß: „Man hat Ew. Majestät einzuschüchtern versucht durch das laute Geschrei des Tages. Allen unglücklichen Königen, von denen die Geschichte meldet, ist es ebenso ergangen. Nur weil sie an das Gespenst glaubten, ruinierte es sie. Ich beschwöre Ew. Majestät, glauben Sie nicht daran. Sprechen Sie ein Wort, und das Phantom verschwindet. Dieses Wort heißt „Ministerwechsel", nicht „Systemwechsel". Nicht Ihr System, sondern nur die Personen Ihrer in Parteifesseln liegenden Minister mögen Sie wechseln. Sie haben sich geirrt, nicht in den Zielen, sondern in den Werkzeugen."

Und diese, von wahrer Königstreue und echtem Freimute diktierten Worte brachten ihr Gutes. Der König, niedergedrückt durch die in seiner Brust herrschenden Zweifel, gelangte wieder zu festerer Klarheit, nahm die Konzessionen zurück und legte den Ministern die Möglichkeit ihrer Entlassung nahe. Jedoch jene hielten sich für unentbehrlich, wollten nicht gehen.

So blieb die Spaltung im Ministerium; ja, sie wurde wieder so tief, daß Roon dem Könige seinen Rücktritt anbot, wenn derselbe nur im geringsten zur Lösung der herrschenden Verworrenheit beizutragen vermöchte.

Es liegt auf der Hand, daß der Monarch das Gesuch abschlug. War doch Roon derjenige unter den Ministern, welcher sein Vertrauen ganz und voll besaß; so schätzte er ihn doch vor allen hoch, nicht nur als Soldat, sondern vorzüglich als Charakter.

Da kamen die Dezemberwahlen; Roon und Graf Bernstorff (Minister des Auswärtigen) waren nicht gewählt. Nach liberalen Anschauungen hätte das Ministerium abtreten müssen, doch nur Bethmann-Hollweg und Roon reichten ihre Entlassung ein. Des letzteren Gesuch scheint in merkwürdigem Widerspruch zu stehen zu seinem früheren Entschlusse, der Sache wegen bleiben zu wollen. Und doch ist dem nicht so. Mitte November hatte Roon an Perthes geschrieben: „Die Armee, der bisher noch einzig verlaßbare Anker und Pfeiler unserer Zukunft, darf in ihrem Selbstbewußtsein, in ihrer Gesinnung nicht beirrt werden; sonst bricht das Chaos herein. Dies durch die Erhaltung der Armee in ihrem äußeren Bestande wie in ihrem inneren Werte abzuwehren: darin erblicke ich den politischen Teil meiner Aufgabe . . . . Daher ist mein freiwilliger Rücktritt erst dann erlaubt, aber auch geboten, sobald ich erkannt, daß ich jener Aufgabe nicht mehr gewachsen bin, daß die äußeren Verhältnisse mich überwältigen in dieser Frage, wie es leider in anderen geschehen . . . .“ Konnte und mußte Roon in anbetracht des ihm durch das Land zu teil gewordenen Mißtrauens-Votums — denn bei den preußischen Verhältnissen konnte ihm ein deutlicheres kaum werden — nicht in der jetzigen Lage den Zeitpunkt erkennen, der seinen Rücktritt erheischte? Mußte er sich nicht sagen: Du gefährdest vielleicht durch dein Bleiben die Sicherheit des Landes, schädigst die Stellung des Thrones? Die Beantwortung dieser Frage lag nicht bei ihm, sondern beim Könige. Und wie der König sagte: „Ja, ich kann dich trotz alledem behalten und ich brauche dich notwendig,“ da sehen wir Roon von neuem fest zum Bleiben entschlossen.

Es war wohl ein heroischer Entschluß. Denn schlimmer als je nahm sich seine Lage aus. Im Lande wie im Abgeordnetenhause sah man in Roon den Mann, der den Frieden zwischen Fürst und Volk störte, der den König durch allerhand falsche Vorspiegelungen zu einer gewissenlosen, reaktionären Politik zu treiben suchte. Er war in des Wortes wahrster Bedeutung der bestgehaßte Mann in Preußen. Mußte da nicht die Festigkeit auch dieses eisernen Charakters ins Wanken kommen? — Nicht für sich fürchtete er. Wie gerne hätte er sein Leben für den geliebten Herrn hingegeben! Nein, er wußte sich frei von persönlicher Furcht. Aber um seinen König, um den Thron bangte ihm. Mußte er sich doch sagen, daß die gegenwärtigen Zustände das Ansehen der Krone untergruben, mußte er sich doch vor Augen führen, daß es die Reorganisation war, welche diese entsetzliche Verwirrung der Gemüter herbeigeführt hatte! Es war zu naturgemäß, daß er in dem Gefühl seiner Verantwortung nach einem Mittel suchte, um die bestehende Erbitterung aus der Welt zu schaffen. Freilich, es war ganz leicht zu finden; die Bewilligung der zweijährigen Dienstzeit hätte allem Streit mit einem Schlage ein Ende gemacht. Aber solches dem Könige zu raten, konnte er sich nach seiner innersten Überzeugung nicht entschließen; denn nach seiner Meinung war es unmöglich, eine gute Infanterie nur aus Mannschaften von zweijähriger aktiver Dienstzeit aufzustellen. Da kam ihm im Herbst 1861 der Gedanke, künftig zwar nicht nur die bisherige Zahl der Dispositionsurlauber, sondern alle Leute nach zwei Jahren zu entlassen, dafür aber aufs Bataillon 80 Berufssoldaten zu fordern; bei Errichtung von stehenden Lagern, in welchen die Truppen divisionsweise acht Wochen im Sommer hätten zubringen können, wäre auch wohl so eine gute Ausbildung der Infanterie möglich geworden. Das Abkommen, meinte Roon, wäre nicht so übel; die Abgeordneten hätten auch wohl mit Freuden nach diesem Auskunftsmittel gegriffen, um aus der bestehenden Verlegenheit herauszukommen. Aber es sollte zu keinem Kompromiß kommen. Der König, welchem Roon die Angelegenheit vortrug, entschied mit einem runden Nein. Nun, so muß es eben auch so gehen, sagte Roon.

Im Innern mochte er über den Entscheid des Königs ganz froh sein. Er hatte seine Pflicht gethan; jetzt, wo er seinen Herrn fest wußte, mochte kommen was da wollte.

Mit erneuter Zuversicht ging er ans Werk. Freilich, noch manchmal erfaßten ihn später Zweifel und Sorge, aber im Gebet fand er stets neue Stärkung zu frischem Streite.

Daß der sich im Landtage abspielende Kampf äußerst erbittert werden mußte, darüber war sich jeder im Lande klar. Handelte es sich doch darum, ob in Preußen künftig König oder Parlament die Herrschaft ausüben sollte. Um so fester hefteten sich aller Augen auf den treuen Mann, der sich für das monarchische Prinzip in die Schanze schlug; ihn betrachtete man als das eigentliche Haupt dieser schwankenden Regierung. Von allen Seiten — vom Prinzen Friedrich Karl bis herab zum einfachen Manne aus dem Volke — erhielt er Bitten und Zurufe: Er möchte doch ja in dieser furchtbaren Lage ausharren, trotz seiner geschwächten Gesundheit und aller ihm zu Teil werdenden Anfeindungen.

Wie vorauszusehen war, wurden im Landtage die Minister und besonders Roon Gegenstand der heftigsten Angriffe. Roon hatte, zufolge einer im Vorjahre eingegangenen freiwilligen Verpflichtung der Regierung, Abänderungen zu dem Kriegsdienstgesetze vom 3. September 1814 ausgearbeitet; danach sollten die beiden jüngsten Jahrgänge der Landwehr der Reserve ohne jegliche weitere Verpflichtung für Krieg oder Frieden überwiesen, die gesamte Landwehrzeit aber um fünf Jahre gekürzt werden. Während nun das Herrenhaus ohne Debatte das Gesetz annahm, verhielt sich das Abgeordnetenhaus total ablehnend. Es verlangte die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, und, im Gegensatz zum Vorjahre, größere Spezialisierung des Etats, ein Antrag, der die Armeeverwaltung hindern sollte, die Mittel zur Reorganisation aus den andern hoch bemessenen Titeln herauszusparen.

Da sahen die Minister ein, daß es jetzt Zeit war zu gehen. Aber der König, der in diesem Falle ganz auf seiten seiner Räte stand, gab ihnen die erbetene Entlassung nicht. Im Gegenteil, er beschloß die Auflösung des Hauses, und an eben jenem 11. März, an welchem im Parlamente die Verhandlung der deutschen Frage bevorstand, wurde diese verfügt.

Es war das Leichenbegängnis der neuen Ära. Vielleicht in der Hoffnung, die Neuwahlen dadurch günstiger zu gestalten, beantragte Minister Graf Schwerin die Beseitigung des Erbschulzenamtes. Er hatte sich jedoch in dem Könige verrechnet. Roons Warnungen hatten in dem Monarchen die Überzeugung gereift, daß man nicht durch Nachgiebigkeit, sondern nur durch Festigkeit zu einem Abschluß gelangen könne. Er verweigerte die Konzessionen, und damit nahm, außer Roon, Graf Bernstorff und v. d. Heydt, der als Finanzminister blieb, das gesamte Ministerium seine Entlassung. In dem neuen, das sich — auch dazu hatte Roon seinen Rat erteilt — aus konservativen Männern ohne politische Vergangenheit zusammensetzte und sich vorwiegend als Geschäftsministerium charakterisieren sollte, übernahmen der Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen, bisheriger Präsident des Herrenhauses, den Vorsitz, von Jagow das Innere, Graf Lippe die Justiz, von Mühler den Kultus, von Holzbrink den Handel.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, mit welchem Argwohn das neue Ministerium empfangen wurde. Es hatte gut reden von seinen loyalen Absichten. Das ganze Land war verbissen auf den streitigen Punkt der Militärfrage; was half es da, daß v. d. Heydt den wegen der Armeereform erhobenen Steuerzuschlag von 25% aufhob. Die Ansicht blieb: dieses Ministerium ist reaktionär, es ist ein Feind des Volkes. So fand es denn nirgends eine eigentliche Unterstützung. Die Konservativen, von deren damaliger „Flauheit" Roon so wie so nicht viel erwartete, waren zu schwach, eine solche zu gewähren, und den kaum an Zahl stärkeren Alt-Liberalen fehlte es möglicherweise an gutem Willen. So war man allseitig auf schwere Tage gefaßt; bange Sorge erfüllte die Gemüter der Treuen im Lande. Auch Perthes legte Roon nahe, aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen in der Militärfrage hie und da nachzulassen. Das war aber jetzt nicht mehr nach des Kriegsministers Geschmack. „Wenn jemand," so sagte er dem Freunde, „z. B. blau und ganz blau bleiben will, so darf er natürlich sich nicht von und mit roten oder rötlichen Pinseln bedienen lassen, sonst wird er entschieden

wenigstens violett und kein Mensch hält ihn mehr für echt blau, und wenn seine Freunde ihn dennoch dafür ausgeben, so werden sie ausgelacht ..... Glauben Sie, daß die liberale Menge, das vulgäre Philisterium hohes Spiel wagt? Ich glaub's nicht. Die Regierung zwingen wollen, entweder nachzugeben oder das Schoßkind der verblendeten Affenmutter „Konstitutionalismus" zu ersäufen, vielleicht in Blut: Das hohe Spiel wagt selbst Vincke nicht. Werden die Wahlen wie sie waren, so geht's unter allen Umständen um Kopf und Kragen, warum also nachgeben und sich blamieren? Werden sie, wie ich glaube, etwas besser, so wird freilich die Majorität wieder bei den blassen Mittelparteilern sein. Diesen aber kann man durch Entschiedenheit imponieren. Aber Entschiedenheit und Klugheit! Daher immer inniger das sonntägliche Kirchengebet für den König und zwar alltäglich!"

Der neue Landtag, der in seiner Zusammensetzung noch ungünstiger als der alte ausgefallen war, wurde am 19. Mai 1862 eröffnet. Vergeblich warnten die Minister vor *extremen*, undurchführbaren Beschlüssen, vergebens war die Streichung von 800000 Thalern im Militär-Etat, das Haus nahm eine entschieden feindliche Haltung an. Bereits in der Adresse wurde dem Ministerium ein deutliches Mißtrauensvotum zu teil, und wie ein roter Faden zog sich durch die gesamten Verhandlungen der Gedanke: „Diesem Ministerium, d. h. diesem Roon wird nichts bewilligt". Man warf der Regierung vor, sie habe die Wahlen unrechtmäßig beeinflußt, eine Behauptung, die von Roon und den andern Ministern mit leichter Mühe widerlegt werden konnte. Dann wurde gesagt: das Budget ist überschritten. Freilich, nach der Verfassung hätte der Staatshaushaltsetat vor Beginn des jeweiligen Jahres aufgestellt werden müssen. Aber war denn das je in der Praxis so geschehen? Keineswegs. In den letzten zwölf Jahren war der Militäretat immer erst Mitte des Jahres festgesetzt worden; niemals hatte sich dagegen ein Widerspruch erhoben; jetzt plötzlich rechnete man der Regierung solches Verfahren zum Verbrechen an.

Aber die Opposition blieb selbst bei solchen haltlosen Beschuldigungen nicht stehen; offen bezichtigte sie den König, die Verfassung verletzt zu haben; denn er habe für die neuen,

provisorischen Regimenter Offiziere ernannt. Der Vorwurf war so ungerecht wie nur möglich. Waren doch Truppenteile ohne Offiziere wie Körper ohne Seele; hatte doch 1860 der Berichterstatter der Militärkommission, Freiherr von Vincke, im Hause erklärt, die Regierung könne für die neuen Linienregimenter auch Regimentskommandeure und Offiziere ernennen.

Aber was halfen bei dieser Kammer selbst die besten Gegenbeweise! Es blieb dabei: Ihr verletzt unser Recht, deshalb bewilligen wir Euch nicht die Reorganisationsmittel, auch nicht die für 1862.

Das letztere war nun allerdings ein Unding. Denn erstens war der Etat für 1862 außer einem verschwindend kleinen Bruchteil bereits verausgabt, und zweitens hatten die vorhergehenden beiden Landtage die Notwendigkeit der Reform durch Bewilligung der Mittel ausdrücklich anerkannt. Aber auch diese logischen Einwendungen verschlugen nichts gegen die tendenziösen Angriffe des Hauses, dessen überwiegender Teil auf Roons Frage offen bekannte, daß er seine Partei-Interessen höher stelle, als die allgemeinen des Landes. Das Haus schien sich gar nicht klar zu sein, daß ein kräftiges Eintreten für die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten, wie es von den Abgeordneten laut gefordert wurde, der Regierung ohne ein starkes Heer unmöglich sein mußte. Der Freisinn glaubte, Preußen brauche sich nur an die Spitze der liberalen Bewegung zu stellen, dann werde die Lösung der deutschen Frage von selbst vor sich gehen. Es waren die alten, unklaren Ideen von 1848. Damals hatten sie uns auch nicht um einen Schritt der Verwirklichung des erstrebten Ideals näher gebracht; jetzt, bei gänzlich veränderter Sachlage, war ihre Wirksamkeit völlig ausgeschlossen. Freilich war die Haltung des Fortschritts von seinem Standpunkte aus völlig gerechtfertigt. In dem Parlamentskampf handelte es sich um die Entscheidung der Frage: Ist fürder die Armee des Königs oder des Parlaments? Der Freisinn war gesonnen, die Entscheidung durch alle Mittel zu seinen Gunsten herbeizuführen. Dann, ja dann wäre die Macht des Königtums wirklich gebrochen gewesen, dann, so glaubte er, werde ein neuer Morgen freiheitlicher Entwickelung und äußerer Machtstellung für Preußen hereinbrechen.

Es war bei der damaligen innerpolitischen Lage des Königreichs in der That nicht unmöglich, daß der Fortschritt sein erstrebtes Ideal erreichte. Gut war es deshalb, daß er es durch Opposition in einer Frage zu erringen suchte, wo das wahre Recht unbestreitbar auf seiten der Regierung stand. Denn schließlich mußte, so hoffte auch Roon, Recht doch Recht bleiben, und dann wäre die Macht des doktrinären Freisinns gebrochen gewesen.

Dazu, mit welchen Mitteln wurde der Kampf geführt. Um sich im Lande die Popularität zu sichern, spielten sich die Fortschrittler als Verteidiger der Landwehr auf. Man behauptete, die Landwehr sei beraubt worden; woran, das sagte man nicht, aber wahrscheinlich meinte man doch an ihrem Rechte und an ihren Aufgaben im Kriege. Worin diese bestehen sollten, das mag man aus einer Äußerung des Abgeordneten Virchow entnehmen, der sagte: Die Landwehrleute hätten viel mehr Recht an dem bunten Leben im Lager und im Felde, als die jungen Leute, die sich in den Festungen langweilen könnten!

Gegen derartige Angriffe konnte auch ein Roon nichts ausrichten. Trotz schlagender Beweise, trotz zahlenmäßiger Widerlegung der Behauptung, das Mannschaftsmaterial sei nicht ausreichend zur Formierung kriegsstarker Landwehr-Bataillone, blieb der Freisinn bei seinem mutigen Entschlusse, fest zusammenzustehen und die Landwehr gegen die Übergriffe des Herrn von Roon zu verteidigen. Das Ergebnis der mehrwöchigen Verhandlungen war denn auch, wie die Regierung befürchtet hatte: die gesamten Reorganisationskosten wurden gestrichen.

Vielleicht wäre die Regierung bei Bewilligung der zweijährigen Dienstzeit zu einem annehmbaren Resultat gekommen. Wenn nur hier die Regierung nachgäbe, wir würden gern die Hand zum Frieden bieten, dachte ein großer Teil der Abgeordneten. Ja, wenn sie das nur thäte! Aber konnte sie das? Die Liberalen glaubten die Frage bejahen zu dürfen. Und in der That nahm es sich auf den ersten Blick so aus, als ob sie recht hätten. Ein großer Teil der Infanterie wurde aus finanziellen Rücksichten bereits nach 2 Jahren zur Disposition entlassen, und die Kriegsgeschichte der Jahre 1806,

1813—15 schien den Beweis zu liefern, daß eine aus lang gedienten Soldaten zusammengesetzte Armee vollständig versagen konnte, während junge, kaum eingeübte Truppen sich bewährt hatten. Aber, näher betrachtet, sahen sich doch alle diese von den Fortschrittlern vorgebrachten Argumente recht schief an. Denn gerade der schlechtere Teil der Mannschaften sollte ja das 3. Jahr bei der Fahne behalten werden, und die Erfahrung lehrte, daß diese, allerdings mit Strafen reichlicher als ihre früher entlassenen Kameraden bedachten Leute einen vorzüglichen Stamm für die Landwehrformationen abgaben. — Auch die Beweise aus der Kriegsgeschichte waren recht oberflächlich geführt. Es war Roon nicht schwer, die Widerlegung zu bringen. Die Armee von 1806 setzte sich nur zu einem Drittel aus langdienenden, aber unzuverlässigen Ausländern zusammen; die übrigen zwei Drittel wurden aus Inländern gebildet, die höchstens 2 Jahre, und diese in mehreren Abschnitten, bei der Fahne zugebracht hatten. Das Heer von 1813 aber stand gleich jungen, dazu gepreßten Soldaten gegenüber. Der Schwung, der jenes beseelte, half über die Mängel der Organisation hinweg. Konnte man aber darauf auch im kommenden Kriege zählen? Gewiß nicht. „Begeisterung ist keine Heringsware, die sich einpökeln läßt auf viele Jahre.“ Zudem hatten sich die Verhältnisse bei den mutmaßlichen Gegnern wesentlich verändert. In Frankreich und Österreich war die Dienstzeit auf acht, in Rußland auf zwölf Jahre bemessen; jeder der drei Staaten war in der Lage, ein Heer von etwa einer halben Million Streitern aufzubringen. Preußens Feldarmee hätte kaum 350000 Mann umfaßt. Aber die Unterlegenheit in der Zahl konnte durch Vollkommenheit der Organisation, durch trefflichen Geist und straffe Disziplin ausgeglichen werden, Kräfte, welche stets in den preußischen Truppen mächtig gewesen waren. Jetzt wollte man auch diese in Frage setzen? —

Wir haben bereits gesehen, welche Stellung Roon gegenüber der zweijährigen Dienstzeit einnahm; auch später noch, so erzählte Bismarck kurz vor dem österreichischen Feldzuge Herrn von Unruhe, ist im Ministerium über die gesetzliche Einführung der faktisch bestehenden $2^1/_2$jährigen

Dienstzeit verhandelt worden. Immer war es das kategorische Nein des Monarchen, welches diese Pläne scheitern ließ.

Im Landtage trat Roon als energischer und geschickter Verteidiger der dreijährigen und als entschiedener Gegner der zweijährigen Dienstzeit auf. Wie ist diese Meinungsverschiedenheit zu erklären?

Ich habe bereits oben versucht, die Motive für Roons Verhalten in dieser Frage so darzustellen, wie sie mir erschienen. Freilich kann nicht mit Sicherheit behauptet werden, daß die angeführten Gründe und Überlegungen thatsächlich für Roon bestimmend gewesen sind; direkte Beweise hierfür lassen sich wenigstens aus dem vorliegenden, leider lückenhaften Material nicht bringen. Immerhin gewähren diese Erklärungen auf Grund späterer Briefe und Aufzeichnungen von Zeitgenossen die größte Wahrscheinlichkeit, richtig zu sein! — Nun hatten sich aber die Verhältnisse seit 1861 wesentlich verschoben. Damals hatte man es mit einer Kammer zu thun, die *im* großen Ganzen noch als ministeriell bezeichnet werden konnte; es wäre deshalb ein Kompromiß durchaus nicht so unangezeigt gewesen. Jetzt aber stand die Regierung einem direkt oppositionellen Hause gegenüber, dessen Mehrheit die Devise der Parlamentsherrschaft auf seine Fahne geschrieben hatte. Beiden Teilen, der Regierung wie der Volksvertretung, war es klar, daß ein Nachgeben in dieser Frage gleichbedeutend war mit Aufgeben der Macht. Eben deshalb dürfen wir jetzt nicht zurückweichen, entschied Roon. — Einer der Abgeordneten hatte unter anderem an seine Wähler geschrieben: Hier ist aber der erste Fall vorhanden, wo es sich fragt, wer hat nachzugeben u. s. w. Roon sprach hierüber im Abgeordnetenhause: „Wenn solche Äußerungen gemacht worden sind, so ist es durchaus begreiflich, daß die Regierung sich die Frage vorlegt: werden hier nicht von einem Teile des Hauses Ziele verfolgt, mit denen keine Verständigung möglich ist?“ In diesen Worten liegt der Schlüssel zu dem Verhalten Roons. Es war der feste Entschluß: Hier ist die Grenze der Nachgiebigkeit; das Königtum muß Sieger bleiben. Daß trotzdem die Regierung nicht auf einen Konflikt spekulierte, das hat Roon nicht nur mehrfach betont, sondern auch bewiesen.

Es kamen noch zwei andere Umstände hinzu, welche den Kriegsminister wohl befugten, im Hause zu äußern: „Die königliche Regierung würde sich eines unverantwortlichen Fehlgriffes zeihen müssen, wenn sie Grundsätze adoptieren wollte, nach denen man genötigt wäre, die Feldbataillone aus Mannschaften von nur zweijähriger Dienstzeit zu bilden." Einmal war es die Erfahrung selber. Bereits in den Jahren 1832 und 1833 hatte die Regierung versuchsweise die zweijährige Dienstzeit eingeführt. Die schlechten Resultate, die aber mit ihr gezeitigt worden waren, hatten bald veranlaßt, auf die längere Dienstzeit zurückzugreifen. Und das war zu einer Zeit, in welcher ein kriegsministerieller Erlaß des Inhalts nötig wurde: Kein Bataillon darf mehr als 180 Kapitulanten haben! Jetzt hingegen fehlten bei manchen Regimentern jahraus jahrein 30—40 Unteroffiziere.

Dann war es noch die Schwierigkeit, die Truppe bei nur zweijähriger Dienstzeit taktisch völlig auszubilden, welche die gesetzliche Einführung derselben verbot. Wenn man nicht die neuen Regimenter wieder hätte auflösen wollen, so wäre man genötigt gewesen, die Kompagnien nur zu etwa hundert Köpfen zu formieren; sie wären also um ein Wesentliches schwächer gewesen wie die heutigen Kompagnien. Bedenkt man nun, welche Zahl von Kommandierten, Kranken u. s. w. die Truppe hat, so ist es einleuchtend, daß einmal die Truppe bei einer solchen Stärke nicht kriegsgemäß ausgebildet werden konnte — denn die reglementarischen Formen sind doch für die Kriegsstärke von 250 Mann berechnet —, dann aber auch der geringe Stamm an aktiven Leuten im Mobilmachungsfalle keinen festen Rahmen für die Komplettierungsmannschaften zu geben vermochte. Uns allen steht noch die Erfahrung vor Augen, welche die Heeresverwaltung in jüngster Zeit mit den vierten Bataillonen gemacht hat. Fast in der gleichen Lage wie diese Zerrbilder eines Truppenkörpers hätten sich aber 1862 die Kompagnien der gesamten Armee befunden, wenn die zweijährige Dienstzeit Gesetz geworden wäre. Es braucht deshalb wohl kein Wort mehr zur Rechtfertigung obiger Darlegungen verloren zu werden.

Es ist das in kurzem der Inhalt der Debatten, deren Durchführung von seiten der Regierung natürlich Roon zufiel.

Leicht war ihm diese Aufgabe bei seinem reizbaren Temperament gewiß nicht geworden. Waren doch schon in dieser Session die Auslassungen der Abgeordneten und ihre Anfeindungen des Kriegsministers recht bedenklicher Natur. Aber Roon war ganz der Mann, um den Angriffen der Parlamentsmitglieder Schranken zu setzen. „Glauben Sie mir, meine Herrn," sagte er im Hause, „wenn ich auch sehr viele Mängel und Schwächen habe, aber eingeschüchtert werde ich nicht so leicht."

Und doch fühlte er die Schwere seines Amtes immer mehr. Wohl war er der Fels, an welchem sich die anstürmenden Wogen einer königsfeindlichen Gesinnung brachen. Aber auf wie lange noch vermochte er diesem wütenden Anprall zu widerstehen? Und was dann, wenn er fiel? Es wäre, so weit abzusehen, das Ende des altpreußischen Königtums gewesen. Er durfte nicht fallen.

Bei seinen Kollegen fand er nirgends thatkräftige Unterstützung. So war es erklärlich, daß er sich nach einem Kampfgenossen umsah, der gleich ihm entschlossen war, dem Treiben der Kammermehrheit ein Halt zu gebieten. „Eines Hauptes" bedurfte das Ministerium, fähig, die Widerstrebenden und Schwankenden in seine Bahnen zu ziehen, alles mitzureißen zu energischem, festem Handeln. Diesen Mann fand er in Bismarck.

---

5. Bismarck.

Auf Zimmerhausen, bei seinen lieben Blanckenburgs, war Roon 1834 das erste Mal mit Otto von Bismarck zusammengekommen. Öfters noch jagten die beiden in den pommerschen Fluren; so hatte sich allmählich eine Freundschaft zwischen diesen an Jahren allerdings verschiedenen Männern entwickelt. Roon hatte Bismarcks hervorragende politische Begabung, dessen Kampfes-Mut und Freudigkeit klar erkannt; er schlug deshalb, bald nach des Königs Thronbesteigung, die Berufung des Freundes zum Ministerpräsidenten vor.

Aber der König wollte nicht. Zwar würdigte auch er völlig dessen Befähigung, aber er hielt ihn für einen ultra-

konservativen Heißsporn und fürchtete für sein liberales Ministerium das von jenem ausgehende „reaktionäre Parfum“. Nun scheint es allerdings so, als ob der König Roon bereits im Juni 1861 beauftragt habe, mit Bismarck in betreff der Annahme eines Ministerpostens in Verhandlung zu treten. Aber die Antwort mochte den Monarchen wohl veranlaßt haben, den Gedanken wieder fallen zu lassen. Denn Bismarck verlangte als erste Bedingung zu seinem Eintritt eine Schwenkung in der äußeren Politik zu festem, energischem Handeln; das hieß auf gut Deutsch: Krieg mit Österreich. Wir wissen, daß der König solchen Absichten durchaus unzugänglich war. So blieb's diesmal noch beim Alten; Graf Bernstorff, Gesandter in London, kam herüber und übernahm, wenn auch ungern, das Auswärtige. Roon aber ließ die Hoffnung auf eine Berufung Bismarcks nicht fallen.

Im Frühjahr 1862 ward Bismarck von seinem Gesandtenposten in Petersburg abgelöst. Mehrere Wochen weilte er in Berlin; bereits glaubte man, er werde in das Ministerium eintreten, und in der That war der König den Roonschen Bitten geneigter denn zuvor. Da ward, zum Erstaunen aller, Bismarck bei der Frühjahrsparade zum Gesandten in Paris ernannt.

Indessen wurde allgemein sein Aufenthalt in der französischen Hauptstadt nur als vorübergehend angesehen. Roon schrieb hierüber an Perthes: „Wissen Sie aber auch, daß er (Bismarck) schwerlich lange auf dem dortigen Posten bleiben wird,“ und ein so vorsichtiger Mann wie Roon hätte doch kaum eine derartige Andeutung gemacht, wenn er nicht bereits bestimmte Gewißheit für die Ernennung seines Freundes zum Minister gehabt hätte.

Ebensowenig wie Roon hat Bismarck sein schweres Amt mit Freude übernommen. „Am liebsten bliebe ich in Petersburg oder Paris,“ schrieb er an Roon; „aber ich will mir keiner Feigheit bewußt sein, und so stelle ich mich dem Könige zur Verfügung.“ „Ich schmeichle mir noch immer mit der Hoffnung,“ heißt es an einer anderen Stelle, „daß ich Sr. Majestät weniger unentbehrlich erscheinen werde, wenn ich ihm eine Zeitlang aus den Augen bin, und daß sich noch

ein bisher verkannter Staatsmann findet, der mir den Rang abläuft."

Es fand sich aber keiner. Der König, den Roon von neuem mehrfach in betreff der Ministerpräsidentenfrage interpelliert hatte, zeigte zwar die alte Hinneigung zu Bismarck, war aber immer noch unentschlossen. Er meinte, es sei fraglich, ob Bismarck in dieser Session nützlich sein könne, ob nicht die Berufung eines frischen Kämpfers zu derjenigen Zeit eindrucksvoller sein werde, wo die Kammer sich durch ihr Verhalten im Lande lächerlich gemacht, sich selbst aber ermüdet habe. So blieb Bismarck noch vorläufig in Paris; immer aber schrieb ihm der ältere Freund, er möge sich in der Seinestadt nicht auf längere Zeit einrichten; seine Berufung werde von Tag zu Tage wahrscheinlicher.

Das währte aber Bismarck zu lange; er könne nicht auf die Dauer in solcher Ungewißheit bleiben, wolle auch nicht immer von seinem Hausstand getrennt sein, schrieb er an Roon; wenn er sich erst einmal in Paris eingerichtet habe, so könne ihn Se. Majestät wohl des Dienstes entlassen, nicht aber mehr zum Eintritt in das Ministerium zwingen. Da drängte Roon beim Könige auf Entscheidung; inständig bat er, Bismarck zu berufen, wenn nicht anders, so doch als Ministerpräsident ohne Portefeuille. Der Monarch mochte einsehen, daß es mit der bisherigen Halbheit nicht weiter ging, und so entschloß er sich an eben jenem 23. September 1862 — die Entlassungsgesuche Hohenlohes, Heydts und Bernstorffs lagen schon vor —, an welchem ihm Roon Vortrag über die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses hielt, Bismarck zu berufen.

Dieser war seit dem 19. in Berlin. Leider ist auch hier wieder eine Lücke in der bisher veröffentlichten Korrespondenz zwischen Bismarck und Roon, die nicht deutlich erkennen läßt, ob ersterer auf des älteren Freundes Ruf nach Berlin gekommen ist. Zuverlässige Quellen berichten jedoch, Moritz von Blanckenburg habe im Auftrage Roons am 15. September an Bismarck telegraphiert: „Periculum in mora. Dépêchez-vous." Nach anderer Lesart hat der Kriegsminister selber eine Depesche des Inhalts abgesandt: „Die Birne ist reif", und wieder andere behaupten, der

König habe ihn telegraphisch befohlen. Sei dem nun wie ihm wolle, gewiß ist, daß Roon dem Freunde entgegengefahren ist, um ihn bereits unterwegs in die allgemeine Lage richtig einzuweihen. Ebenso sicher war es aber auch allein sein Verdienst, daß der größte Staatsmann des Jahrhunderts an die Spitze des preußischen Ministeriums gelangte. Entgegen allen Strömungen des Hofes und der leitenden politischen Kreise Berlins hatte Roon beim Könige unablässig der Berufung Bismarcks das Wort geredet und sie schließlich auch herbeigeführt. Später hat er es sich Perthes gegenüber zum Verdienst angerechnet, daß „ohne sein unermüdliches Wollen und Wirken Bismarck gewiß nicht an den Platz gekommen wäre, den er mit so viel Erfolg ausfüllte."

Die Anwesenheit Bismarcks in der Hauptstadt ermöglichte eine Audienz in Babelsberg. Der König, immer noch bedenklich, legte ihm ein eigenhändiges, ausführliches politisches Programm vor. Bismarck antwortete, die gestellten Fragen seien momentan gleichgültig; es handele sich um die Existenz der Krone und der Armee; hierfür sei er entschlossen zu kämpfen. Das gefiel dem Könige. Am 24. September wurde Bismarck das vorläufige Ministerpräsidium übertragen. Am 29. erschien er zum ersten Male im Abgeordnetenhause, und zog sofort, um wenigstens einen Stein des Anstoßes vorläufig aus dem Wege zu räumen, das Budget für 1863 zurück.

Es sei hier erlaubt, ein wenig weiter vom eigentlichen Thema abzuschweifen. Ein Überblick über die allgemeine politische Lage ist unerläßlich, um Roon richtig würdigen zu können. Wenn er auch in den Schritten der Politik nicht der ausschlaggebende Faktor war, so ist doch sein persönlicher Einfluß beim Könige, wenigstens bis zum Kriege 1866, der größte gewesen. Es bedarf deshalb wohl keiner Begründung, wie wichtig es war, daß bis zur Schöpfung des Norddeutschen Bundes Roon in allen Fragen der Politik fest auf seiten Bismarcks stand.

Im Lande war begreiflich große Aufregung über die Berufung Bismarcks. Diesen ultra-reaktionären Junker habe der König an die Spitze des Ministeriums berufen, jetzt sehe man doch deutlich, wohinaus die Regierung wolle. Dement-

sprechend empfing die Kammer den Friedensschritt **Bismarcks** mit Feindseligkeit. Das Budget muß vor Beginn des neuen Jahres festgestellt werden; wir verlangen seine Vorlage, rief der Freisinn. Da ward sich **Bismarck** klar, daß von dieser Kammer nichts mehr zu hoffen blieb. Das Verhalten der beiden Häuser gab ihm die Richtung seines Handelns. Das Herrenhaus verwarf zum allgemeinen Erstaunen das gesamte Budget für 1862, und als darauf die zweite Kammer den Beschluß des Herrenhauses für null und nichtig erklärte, verlas **Bismarck** den Befehl des Königs zum Schluß der Session. Damit war aus einem Streite über das Heer ein Verfassungskonflikt geworden.

Denn streng rechtlich durfte fortan im Staate weder Ausgabe noch Einnahme stattfinden, weil ja das vorjährige Budgetgesetz mit dem letzten Tage jenes Jahres erloschen war. Da nun aber damit die Lebensfähigkeit des Staates total verneint worden wäre, der Staat aber leben mußte, so verstand es sich von selbst, daß von nun an der dritte Faktor der Gesetzgebung, der König, die Regierung nach den bisherigen Einkünften und Ausgaben weiter zu führen hatte. Denn ebenfalls gab es ein Gesetz, wonach Steuern u. s. w. bis zu ihrer gesetzlichen Aufhebung weiter zu entrichten waren. So entbehrte die Behauptung der Oppositions-Parteien, der König und seine Regierung hätten die Verfassung verletzt, völlig der rechtlichen Grundlage.

Aber auch den Gegnern von damals muß man gerecht zu werden sich bemühen. Durch die wenig energische Haltung der bisherigen Ministerien hatte man sich im Lande daran gewöhnt, Verfassungsdinge mit englischen Augen anzusehen; danach wäre faktisch dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses schon allein Gesetzeskraft beigelegt worden; die beiden übrigen Gesetzesfaktoren hätten nur ein Ornament des Verfassungsgebäudes gebildet. Ja, in bezug auf die englischen Zustände hatte man ganz recht. Aber in Preußen gilt eben die preußische Verfassung, und nach dieser ist die Zustimmung aller dreier Gesetzesfaktoren für die Gültigkeit der Gesetze notwendig. Zudem steht dem Könige nach der Verfassung ein wesentlich bestimmender Einfluß auf die Regierung zu; er bedarf zwar in betreff des Budgets und der zu erlassenden Gesetze der

Zustimmung des Landtages, ist sonst jedoch in seinen Regierungshandlungen völlig unbeschränkt. Zu solchen objektiven Betrachtungen haben wir uns heute aufgeschwungen; damals aber dachte man anders.

Das Schwanken und die ewigen Mißerfolge in den letzten 12 Jahren hatten das Vertrauen in die Regierung erschüttert; jetzt befürchtete man eine reaktionäre Politik; daß das Vertrauen nicht wuchs, ist wohl erklärlich. Freilich war solche Besorgnis völlig unbegründet. Aber was wußte man von Roon anders, als daß er geäußert hatte: er halte von dem ganzen konstitutionellen Kram nichts; was wußte man anders von Bismarck, als daß er einer der fanatischsten Konservativen sei? War es da zu verwundern, daß die Volksvertretung nicht sofort Zutrauen zu dieser Regierung faßte; konnte die Kammer mit Bestimmtheit annehmen, daß die neue Regierung das kostbare Heer auch wirklich zu gebrauchen gesonnen sei? Die Geschichte hat jene Zweifel glänzend widerlegt. Aber damals bestanden sie, und man wird ihnen die Berechtigung vom Standpunkte der Opposition nicht absprechen.

Weniger einwandfrei ist aber das Verhalten der Kammer in ihrer Tendenzpolitik. Und leider war diese bei einem großen Teil ihrer Mitglieder die Hauptursache ihrer Opposition. Man wollte bewilligen, aber nur gegen Vermehrung seiner Rechte; schließlich sagte man deutlich: Wir wollen diesem Ministerium nichts bewilligen, weil wir dieses Ministerium stürzen wollen. Um so mehr Dank gebührt neben unserm greisen Herrn seinem getreuen Waffenmeister; ihm ist es zu danken, wenn die Machtstellung der Krone zum Heile Preußens und Deutschlands gewahrt blieb; durch ihn besitzen wir unser starkes Heer. Nur auf diesem festen Fundamente war es Bismarck möglich, den stolzen Kaiserbau der deutschen Einheit zu errichten!

Aber wahrlich, die Mühen Roons wären umsonst gewesen, hätte er nicht bei seinem königlichen Herrn volles Vertrauen besessen. Es ist bereits früher angedeutet worden, in welchem Maße dieses vorhanden war. Nie ist dasselbe durch die Angriffe der Kammer-Mehrheit ins Wanken geraten; im Gegenteil, als im Januar 1863 das Abgeordnetenhaus in einer unerhörten Adresse die Minister des Verfassungsbruchs zieh, wies der König solchen Vorwurf ernst und nachdrücklich

zurück. Auch später noch hat er betont, daß die Minister nur seine Befehle vollzögen, und er hat es als einen Übergriff in seine Rechte getadelt, wenn sich das Abgeordnetenhaus unterfing, seiner Regierung die Richtung der Politik vorzuschreiben, oder gar von ihm die Entlassung der Minister zu fordern.

* * *

Auch in der neuen Session war die Hoffnung auf Verständigung von Anfang an gleich Null. Roon hatte eine Novelle zum Dienstpflichtgesetz ausgearbeitet und diese in einer von ihm selbst verfaßten, umfangreichen Denkschrift erläutert. Die Erleichterungen, die hiermit für die Wehrpflicht vorgeschlagen wurden, waren nicht unbedeutend. Die Gesamtdienstzeit sollte um volle 3 Jahre, die Dauer der Landwehr-Übungen wesentlich verkürzt werden, dazu nach Vollendung der Reorganisation die Landwehr-Kavallerie-Übungen wegfallen. Dem stand allerdings die Forderung gegenüber, die beiden jüngsten Jahrgänge der Landwehr der Reserve zu überweisen. Aber war dadurch wirklich für diese Klassen eine Erschwerung eingetreten? Durchaus nicht. Erstens war die Übungsdauer in keiner Weise erhöht, und zweitens war auch in der Verpflichtung zum Kriegsdienste keine Änderung eingetreten. Denn wenn dies auch die Freisinnigen bestritten, so war es doch aus dem Gesetze von 1814 und den hierzu erlassenen Ausführungen und Bestimmungen ersichtlich, daß im Notfalle selbst Landwehren zur Komplettierung der Linienbataillone verwendet werden durften. Dieser Zwangsfall wäre nun künftig immer eingetreten. Denn da die Friedens-Effektiv-Stärke der Bataillone um ein Bedeutendes vermindert war, hätten zu ihrer Komplettierung auf 1002 Mann die zwei Jahresklassen der Reserve nicht ausgereicht, also Landwehren herangezogen werden müssen. Damit wäre aber der alte, unzweckmäßige Zustand wieder hergestellt worden. Bei einer jeden Mobilmachung, auch bei einer teilweisen oder demonstrativen, hätte die Landwehr eingezogen werden müssen; es wäre also dem Lande von vornherein der wichtigste, schwer abkömmliche Teil seiner Wirtschaftskräfte entzogen worden. Nun hätte ja eine Einberufung nach Jahresklassen erfolgen können; aber immerhin war das

mißlich, und jedenfalls war es einfacher und auch der Sache förderlicher, wenn die beiden fraglichen Landwehr-Jahresklassen der Reserve zugeschrieben wurden. Mußte dann doch schon der Name den Männern vor Augen führen, daß sie mit in erster Linie zur Verteidigung der vaterländischen Interessen verpflichtet waren.

Trotzdem fand die Novelle überall nur Widerstand. Die Militärkommission des Hauses forderte nebst anderen wesentlichen Erleichterungen die zweijährige Dienstzeit; in der Kammer kam es zu heftigen Angriffen auf die Heeres-Verwaltung, und schließlich führten die sich stets wiederholenden peinlichen Scenen zum offenen Bruch.

Der Abgeordnete von Sybel hatte Roon beschuldigt, mehr als jeder andere dazu beigetragen zu haben, den Rechtszustand im Vaterlande zu alterieren, und ihn schließlich aufgefordert, den ersten wahrhaft patriotischen Schritt seiner Laufbahn zu zeigen, indem er aufhöre, ein Hindernis des Friedens zwischen König und Volk zu sein. Der Vize-Präsident von Bockum-Dolffs hatte des Redners Verhalten nicht gerügt; so sah sich Roon genötigt, ernst und deutlich diese Worte als „eine ganz unberechtigte Anmaßung" zurückzuweisen. Da unterbrach ihn der Vize-Präsident des Hauses mit folgenden Worten: Ich muß den Herrn Kriegsminister unterbrechen.

v. Roon: Ich bitte mich nicht zu unterbrechen.

Vize-Präsident (Glocke): Ich habe zu sprechen und ich unterbreche den Herrn Kriegsminister.

v. Roon: Ich muß um Verzeihung bitten, ich habe das Wort und werde es nicht fortgeben. (Glocke.) Ich habe das Wort, das steht mir nach der Verfassung zu, und keine Schelle und keine Unterbrechung . . . . (Glocke. Ruf: Zur Ordnung! und Schweigen! und große Unruhe.)

Vize-Präsident: Wenn ich den Herrn Kriegsminister zu unterbrechen habe, so hat er zu schweigen (Stimmen rechts: Oh! Oh! Lebhaftes Bravo! links) und zu dem Ende bediene ich mich der Glocke, und wenn der Herr Minister dem nicht Folge geben sollte, so verlange ich jetzt, mir meinen Hut zu bringen.

v. Roon: Ich habe garnichts dagegen, wenn der Herr

Präsident seinen Hut sich bringen lassen will; ich muß aber bemerken .... (Große Unruhe und laute Zurufe von links.) Meine Herren, 350 Stimmen sind lauter als eine. Ich verlange mein konstitutionelles Recht. Ich kann sprechen nach der Verfassung, wenn ich will, und es hat niemand das Recht, mich zu unterbrechen.

Vize-Präsident: Ich unterbreche den Herrn Kriegsminister. Wenn der Präsident spricht, so hat hier jeder zu schweigen, und jeder, der hier im Hause ist, sei es hier unten, sei es auf den Tribünen, er hat dem Präsidenten Folge zu geben, und wenn hier wirklich etwas vorgekommen wäre, was gegen die Ordnung des Hauses verstoßen hätte, so würde es meine Sache gewesen sein, das zu rügen. Ich habe das nicht gethan, denn der Herr Vorredner hat sich in seinem Recht befunden. (Bravo links. Zischen rechts.) Jetzt erteile ich dem Herrn Kriegsminister das Wort.

v. Roon: Ich muß bemerken, daß ich wiederholt protestiere gegen das Recht, welches der Herr Präsident sich der königlichen Regierung gegenüber nimmt. Ich meine, die Befugnis des Herrn Präsidenten geht, wie schon bei einer früheren Gelegenheit gesagt worden ist, bis an diesen Tisch und nicht weiter! (Widerspruch, Zischen, große Unruhe. Der Vize-Präsident bedeckt sein Haupt; alle Mitglieder erheben sich, links unter lebhaftem Bravo!)

Vize-Präsident: Das heißt, die Sitzung ist für eine Stunde vertagt!

Damit war der Bruch vollständig geworden. Das Ministerium erklärte einstimmig, mit dieser Kammer nicht eher wieder arbeiten zu können, als bis sie Abbitte geleistet, und als dies nicht geschah, im Gegenteil das Haus auf die Seite seines Vizepräsidenten trat, befahl der König den Schluß der Session. In der Allerhöchsten Botschaft wurde derselbe damit begründet, daß das Haus der Abgeordneten in der Adresse vom 22. Mai 1863 der Regierung die ihm verfassungsmäßig obliegende Mitwirkung überhaupt zu versagen erklärt habe.

* *
*

Während so der Streit der Meinungen wenigstens momentan schwieg, hatte sich der politische Horizont stark verdunkelt. Im Nachbarlande Rußland gingen damals die Wogen der polnischen Revolution hoch, und auch in den polnischen Provinzen Preußens gährte es aller Orten. Von dem Nationalkomitee in Warschau wurden unter den preußischen Stammesgenossen Steuern und Rekruten ausgehoben, und die Begeisterung für die nationale Sache stieg unter der Bevölkerung derartig, daß im Sommer 1863 sogar mehrfach polnische Mannschaften vom 14. Regiment desertierten.

Der König hatte natürlich dem wühlenden Treiben nicht ruhig zugesehen. Bereits Ende Januar 1863 hatte er die teilweise Kriegsbereitschaft der vier Grenz-Armeekorps befohlen und diese Kräfte dem General von Werder unterstellt. Hier bereits zeigte sich die Wohlthat der Heeresreform. Kein einziger Landwehrmann hatte einberufen werden müssen, während noch im Jahre 1848 fast die Hälfte der an der polnischen Grenze aufgestellten Truppen aus Landwehren bestanden hatte. Ja selbst die eingezogenen Reserven konnten nach Abschluß der Rekrutenausbildung wieder entlassen werden; die aktiven Truppen genügten vollkommen.

Auch sonst war diese für die Unterdrückung des Aufstandes im russischen Polen so wichtige Maßregel mit einer vorzüglichen Ordnung und Sicherheit ausgeführt worden. Da sie in des Kriegsministers Ressort schlug, verschaffte sie Roon viel Arbeit.

Während so im östlichen Teil des engeren Vaterlands das drohende Gespenst der polnischen Revolution weiter die Gemüter in Spannung hielt, war in der alten Krönungsstadt Frankfurt a. M. eine erlauchte Versammlung zusammengetreten, welche in ihren Bestrebungen die Machtstellung des preußischen Staates direkt zu bedrohen schien. Kaiser Franz Joseph hatte selbst die Lösung der deutschen Frage in die Hand nehmen wollen und deshalb einen großen Fürstentag nach Frankfurt ausgeschrieben. Schade nur, daß das Ergebnis der Beratungen in keinem Verhältnis zu diesem mit großem Pompe in Szene gesetzten Apparat stand. Denn König Wilhelm, wohl wissend, daß sein Erscheinen in der Fürsten-Versammlung

gleichbedeutend sein würde mit der Unterordnung unter die Herrschaft des Doppeladlers, hatte abgelehnt zu kommen. Da waren die Mittelstaaten und die kleineren stutzig geworden, und als es schließlich an die Abstimmung über den Vorschlag ging, im großen Bunde einen engeren zu bilden, da antworteten sie höflich, doch bestimmt: Nein; wir wollen keinen Bund ohne Österreich, aber ebensowenig einen ohne Preußen. Der kaiserliche Plan war gänzlich gescheitert.

Ganz vortrefflich paßte er jedoch der preußischen Politik. Die Ausführung der österreichischen Anträge hätte alles andere, nur nicht ein Deutschland geschaffen, wie es 1848 die Männer der Paulskirche geträumt. Um so dankbarer waren die Liberalen der preußischen Regierung, daß an ihrem Widerstande die österreichischen Bestrebungen gescheitert waren, und Freude erfüllte das Herz jedes deutschen Patrioten, als in einem Bericht über den Frankfurter Fürstentag das preußische Ministerium den Blick auf einen neuen Bund lenkte, in dem die Verheißung eines deutschen Parlaments, hervorgegangen aus direkten Wahlen, die Ansprüche auch des weitgehendsten Demokraten von 1848 zu erfüllen schien.

Inzwischen hatte die Regierung die Aufregung der Gemüter über die österreichischen Anträge geschickt benutzt, um den Landtag aufzulösen. Die Neuwahlen sollten dem Lande ermöglichen, vergessend allen Partei-Haders, bei den drohenden äußeren Gefahren der Regierung seinen Beistand zu leihen. Leider kam es anders. Der Druck von außen verschwand, der alte Groll gegen das Ministerium kehrte zurück; die neue Kammer bot in ihrer Zusammensetzung kein anderes Bild als die vorige.

Und trotzdem ist diese Wahlperiode von Wichtigkeit. Wir sind heute daran gewöhnt, die Angehörigen des Heeres als politisch rechtlos zu betrachten. Und gut, daß es so ist. Denn nur dann kann die Armee das scharfe, stets brauchbare Schwert in der Hand des Kriegsherrn bleiben, wenn sie entrückt ist dem Streite der Meinungen und nichts kennt, als die eine Pflicht: Gehorsam und Treue. Damals dachte man aber anders. Entsprechend der provisorischen Wahlverordnung waren die aktiven Offiziere und Mannschaften nicht bloß befugt, ihr Wahlrecht auszuüben, sondern sie wurden sogar dienstlich dazu angehalten.

Es ist nicht abzusehen, wohin wir gelangt wären, wenn dieser Zustand fortgedauert hätte. Vielleicht so weit, wie das kaiserliche Frankreich bei seinem Plebiscit 1870?

Roon hatte die Schädlichkeit des Wahlrechts für die Armee wohl erfaßt. Er und der General von Manteuffel waren beim Könige in dieser Hinsicht vorstellig geworden, und es ist ein wichtiges Verdienst beider Männer, den Monarchen von der Notwendigkeit des Wahlverbots überzeugt zu haben. Freilich konnte ein solches nicht aus alleiniger Machtvollkommenheit des Herrschers ergehen; immerhin untersagte eine Allerhöchste Kabinettsordre den Truppenbefehlshabern, ferner ihre Untergebenen dienstlich zur Wahl anzuhalten. — In einem Volke, in welchem fast jeder Soldat gewesen ist, bedarf es wohl keines Hinweises auf die Bedeutung dieses Erlasses. Thatsächlich hat mit diesem Moment jegliche Beteiligung der Armee an den Wahlen aufgehört.

Im Lande begann währenddessen langsam doch sicher ein Umschwung der Meinungen sich vorzubereiten. Man empfand eigentlich mehr Neid als Haß gegen dieses Ministerium, das so fest in allen Stürmen stand und dabei auf die Wahrung der preußischen Interessen so energisch bedacht war. Auch die Heeresreform war populärer geworden. Wie schon früher erwähnt, erhielt Roon zahlreiche Zuschriften aus den Provinzen, die ihm ihren Dank für sein mutiges Verhalten in der Kammer ausdrückten und ihn beschworen, doch in dem Parlamentskampfe fest zu stehen und nicht zu wanken. Aber den richtigen königstreuen Geist, wie er in der Masse des Volkes steckte, den hatte der Kriegsminister das Glück, persönlich erkennen zu können.

Die Ravensberger Bauern hatten Roon, der am 1. Juli an dem 50jährigen Stiftungsfeste seines alten 15. Regiments in Minden teilzunehmen gedachte, eingeladen, bei diesem Anlaß ihr Land zu besuchen. Mit des Königs Einwilligung begab er sich also am 2. Juli nach Herford, wo ihn eine festlich gekleidete Menge empfing, um ihn dann im Jubelzuge, vorbei an freudig gestimmten Menschen, durch die Grafschaft zu führen. Des Nachmittags, als der Zug auf dem Seewingschen Kolonate endete, sprach Roon — es war das erste und letzte Mal außerhalb des Parlaments — vor

einer dicht gedrängten Menge von 8—10000 Menschen. Mit Bescheidenheit wies der General die ihm dargebrachten Huldigungen zurück; er könne sie nicht für sich, nur für den König annehmen, denn Diesem gebühre der Dank; Er allein treffe die Entscheidung in allen Staatsangelegenheiten. Die Minister hätten Ihm nur mit ihrem Rat zu dienen und Seine Befehle auszuführen. So sei auch die Armee-Reform des Königs eigenstes Werk. Er, Roon, sei weiter nichts als der Feldwebel in der großen Kompagnie, der Armee, deren Hauptmann der König selbst sei. Aber dafür wolle er stehen, daß Er Herr in Preußen bleibe. „Se. Majestät," so schloß die Rede, „hat viele bittere Erfahrungen gemacht; man ist Seinem Herzen oft wehethuend gegenübergetreten, aber daß man ihm nicht zu nahe tritt, dazu sind wir gut!"

Wahrlich, als Roon die Antwort aus dem Munde der treuen Ravensberger hörte, als er dabei in ihre blitzenden Augen schaute, da mußte er sich mit Beruhigung sagen, daß es noch eine große Zahl gut königstreu Gesinnter im Lande gab. Denn wie hier, so schlugen allerorten zahllose Herzen in gleicher Anhänglichkeit und Treue. — Überhaupt war die Kammer in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung durchaus nicht der Abdruck der Volksstimmung. Nur 27 % der Wähler — Roon vergaß das nicht den Abgeordneten entgegen zu halten — hatten sich an den Wahlen beteiligt; die Masse der konservativen Bevölkerung hingegen war völlig davon fern geblieben. So ist es auch zu erklären, daß nach dem Kriege 1866 ein plötzlicher Umschwung der Meinungen erfolgte.

Momentan jedoch bestand die oppositionelle Haltung des Abgeordnetenhauses fort. Vergebens mahnte der König in der Thronrede zum Frieden; er könne, sagte er, seine nach der Verfassung notwendige Zustimmung zum Budget nur dann geben, wenn das Heer intakt bleibe. Das Haus beharrte in seiner Haltung. Es war eben, außer den bereits angeführten Gegensätzen, ein tiefes Mißtrauen gegen die Regierung, ja eine Erbitterung gegen den König selbst vorhanden. Allgemein wurde befürchtet, daß die Vermehrung der aktiven Armee und das Ausscheiden der Landwehr aus dem ersten Feldheere gleichbedeutend sein werde mit einer Hebung des Kastengeistes der bewaffneten Macht, daß die Regierung in dem verstärkten Heere nur das

Mittel schaffen wolle, um die konstitutionellen Freiheiten zu unterdrücken. Die Landwehr, so war die Hoffnung, werde allein imstande sein, diesem Erstarken der Militär-Monarchie Schranken zu setzen; sie sollte, wie einer der Abgeordneten schrieb, der Linie ein Gegengewicht bieten für die Rechte und Freiheiten des Volkes. Man sprach von den Offizieren als Verfassungsfeinden u. s. w. Es hieß das, allem feindseligen Verhalten die Krone aufsetzen; war doch eine solche Behauptung für einen jeden objektiv Denkenden eine Lächerlichkeit. Das Heer ist seinem Könige treu, rief Roon den Abgeordneten entgegen, und da der König die Verfassung beschworen hat, so ist es eine grundlose Beleidigung für Ihn und Seine Offiziere, wenn man sie mit dem Ausdruck Verfassungsfeinde belegt. Es war thatsächlich kein Grund zu einer solchen Befürchtung vorhanden. Denn am 18. März 1848 hatten die siegreichen Truppen, wenn auch zähneknirschend, so doch in schweigendem Gehorsam ihre Stellungen verlassen, nur auf Befehl ihres Königs hin. Ebenfalls war auch die Hoffnung auf eine treulose Haltung der Landwehren völlig aussichtslos; selbst im tollen Jahre hatten sich die einberufenen Wehrmänner zwar unbotmäßig, — doch größtenteils loyal gezeigt. „Wenn der Herr Abgeordnete für Bielefeld gesagt hat —" erwiderte Roon den Fortschrittlern in einer Kammersitzung —: „Sie glauben die Ihrigen einzuziehen und ziehen die Unsrigen ein", so hat er damit unwillkürlich etwas sehr Schönes gesagt, nur in einem ganz andern Sinne, wie er es gemeint. Wir ziehen allerdings die „Unsrigen" ein; unser Volk ist allerdings in der Armee vertreten, und diese Volksvertretung ist meiner Meinung nach keiner anderen nachzustellen. Und unsere Wehrmänner und unsere Reserven und unsere Rekruten, wenn sie in die Armee treten, so schwören sie ihren Fahneneid, und es sind, Gott sei Dank! nur sehr seltene Beispiele, daß dieser Eid gebrochen wird. Auf die Heiligkeit dieses Eides hin, auf die treffliche Zucht, auf die musterhafte Ordnung, auf den rühmlichen Geist, der sich in der Armee fort und fort ausgesprochen hat, so lange die Armee besteht: darauf gründet sich das feste Vertrauen der Regierung, daß sie in der Armee niemals politischen Meinungsverschiedenheiten, niemals politischen Divergenzen begegnen wird."

Aber dieses Haus, das selbst nicht einmal auf die versöhnliche Haltung der Regierung die Hand zum Frieden geboten hatte, ließ sich natürlich durch die „Herbigkeit“, mit der Roon stritt, erst recht nicht von seinem Irrtume abbringen. Nur um so schroffer beharrte es auf seinem Standpunkte.

In den Vorjahren hatte die Kammer die Bewilligung der Reorganisationskosten von der Vorlage eines Dienstpflichtgesetzes abhängig gemacht; trotzdem trat jetzt die Militärkommission garnicht in die Beratung der Gesetzesnovelle ein. Sie schien eigentlich nur zusammengetreten, um ihre Virtuosität im Streichen zu bekunden; das Heeres-Budget wurde derartig beschnitten, daß das Ergebnis fast einem Beschlusse gleich kam, die Armee aufzulösen. Es geschah denn auch, was die Regierung erwartete. Zu derselben Zeit, in welcher das Abgeordnetenhaus von der Regierung ein energisches Eintreten für die Rechte des Augustenburgers verlangte, lehnte es die für den Krieg gegen Dänemark geforderte Anleihe von 12 Millionen Thalern ab und faßte über das Budget im Sinne der Kommissions-Anträge Beschluß. Das Herrenhaus verwarf demnach, trotz der Erregung des Abgeordnetenhauses und der gegnerischen Presse, abermals das ganze Staatshaushaltsgesetz, und so ward zum zweitenmale die budgetlose Regierung zur Notwendigkeit.

Wir aber halten hier in der Erzählung des großen Redekampfes inne und wenden uns der schleswig-holsteinischen Frage zu, die seit Monden zu einer so brennenden geworden war, daß sie mehr als alle Kammerschlachten die Aufmerksamkeit der leitenden Minister Preußens gefangen genommen hatte.

6. Die Früchte der Reorganisation.

Es kann selbstverständlich nicht Zweck dieser Blätter sein, der großartigen Politik der 60er und 70er Jahre ein Denkmal zu setzen. Um so weniger dürfen sie dies, als — dies muß im Interesse der Wahrheit gesagt werden — Roon entscheidend nicht auf den Verlauf derselben eingewirkt hat; immerhin ist sein Einfluß doch von solcher Bedeutung, daß er nicht unerwähnt bleiben darf. Vor allem auf militärischem

Gebiete. Denn zu jener Zeit hatte der Generalstab keineswegs die selbständige Stellung, welche ihm sein berühmter Chef nach dem Düppeler Siege verschafft hat; im Gegenteil, er war in gewisser Beziehung abhängig vom Kriegsministerium. Es ist augenscheinlich, daß in einem solchen Verhältnis unter gewöhnlichen Umständen Gefahr zu ernstlichen persönlichen Verwickelungen lag. Nicht so bei Roon und Moltke. Roon war das Gefühl der Ressort-Eifersucht völlig fremd. Neidlos beantragte er selber beim Könige die Zuziehung des großen Strategen zu den Konferenzen, welche im März 1864 über die Unternehmung nach Alsen berieten. —

Dem Treiben Bismarcks war es gelungen, die schwankende Politik des Österreichers Rechberg in seine Bahnen zu ziehen. Wir wissen heute, daß er bereits 1863 den Gedanken einer Annexion der Herzogtümer gehabt hat. Gänzlich unabhängig hiervon war Roon in seinen Ansichten zu ähnlichen Resultaten gekommen. Zu Anfang freilich, noch im November 1863, war er um das Gelingen der preußischen Politik sehr besorgt. Er mißtraute Österreich, fürchtete einen Krieg nach drei Fronten. Dann aber schwand der Grund zu seinen Sorgen; jetzt war er fest entschlossen, das Seinige dazu beizutragen, damit Preußen an Macht und Ruhm gestärkt aus dem beginnenden Kampfe hervorging.

Für ihn waren die Thron-Ansprüche Augustenburgs völlig Nebensache. „Die Frage ist überhaupt eine Frage der Macht, nicht der Rechte," äußerte er zu Bernhardi. An Perthes schrieb er: „Wir gehen nach Schleswig, um die dort 1850 aufgeladenen Flecken an unserer politischen Ehre abzuwaschen, um nachträglich den braven Landsleuten an der Eider das gegebene Wort zu halten, um die Dänen zu züchtigen, zugleich aber, um der revolutionären Wirtschaft in Deutschland Schach und Matt zu bieten." Er sieht, wie Bismarck, in dem Kriege den großen Schlag nach außen, der auch den inneren Hader beenden wird, den Kampf, in welchem es sich um die Großmachtstellung Preußens handelt. — Es war selbstverständlich, daß ihn diese Ansichten zu dem vertrauten Kampfgenossen des eisernen Ministers machten.

Preußischerseits waren zu dem bevorstehenden Kampfe die 6., 13. und die kombinierte Garde-Infanterie- nebst

einer Kavallerie-Division, in Summa rund 37000 Mann mit 110 Geschützen aufgestellt worden. Mit einer bemerkenswerten Schnelligkeit, Ruhe und Ordnung hatte sich die Mobilmachung vollzogen. In Rücksicht auf die Landwehren zählten die Bataillone anstatt 1002 nur 802 Mann; die Segnungen der Heeresreform und diese neue Erleichterung ermöglichten es, daß nur 3000 Landwehrleute eingestellt zu werden brauchten, während es nach altem Modus der sechsfachen Zahl bedurft hätte, um ein gleich starkes Truppenkorps zu formieren.

Nicht minder trefflich waren die Verpflegungs- und Ausrüstungs-Angelegenheiten der Truppen geregelt. Seit 1858 war die gesamte Infanterie mit Zündnadel-Gewehren bewaffnet. Allerdings war der Leistungsfähigkeit des Gewehrs in der Elementartaktik noch nicht Rechnung getragen worden; immerhin hatten Praxis und Direktiven von den leitenden Stellen die Infanterie in jene Übergangsperiode gebracht, auf deren Bahn fortschreitend man nach den Erfahrungen zweier weiterer glänzender Feldzüge zu völligem Umbau der Taktik gelangte.

Weniger gut war die Artillerie. Unter den 110 Feldgeschützen befanden sich nur 38 gezogene. Das Kriegsministerium arbeitete damals gerade an einer Umwandlung dieser Waffe, aber erst infolge der aus dem dänischen Kriege gezogenen Lehren entschloß man sich zur raschen und durchgängigen Einführung der gezogenen Kanonen; und zwar wurde deren Beschaffung vom Kriegsministerium mit solchem Eifer betrieben, daß bereits im Feldzuge 1866 jedes Armeekorps von 16 Batterien 10 gezogene besaß.

Der Verpflegungs- und Verwaltungs-Apparat funktionierte zur Zufriedenheit. Auf Grund der im Kriege gemachten Erfahrungen wurden später diese beiden wichtigen Organisationszweige bedeutend vervollkommnet.

Es erhellt, daß die Mobilisierung dieser Truppen, zu der sich noch die Maßregeln zur Küstenverteidigung und zur Verwendung der Flotte gesellten, Roons Geschäftslast beträchtlich vermehrten. Denn alle diese Arbeiten gingen neben den laufenden einher, und die vielerlei Rücksichten, welche auf die Österreicher, Bundes-Truppen und Staaten zu nehmen

waren, machten ihre Erledigung wahrlich nicht leicht. Dazu kamen Verdrießlichkeiten mannigfacher Art. Für Wrangel, den alten „Abjott Deitschlands“, hatte eine politisch-militärische Instruktion ausgearbeitet werden müssen, deren Abfassung Roon übertragen worden war. Der alte Feldherr, an Körper- wie Geistes-Kräften doch nicht mehr völlig seiner Stellung gewachsen, war nichtsdestoweniger von sich selber äußerst überzeugt. Jede Weisung Bismarcks oder des Kriegsministers betrachtete er als eine unberechtigte Einmischung in seine Befugnisse und machte seinem Ärger hierüber oft in drastischer Weise Luft. Einst hatte ihn das Verbot getroffen, in Jütland eine deutsche Landesverwaltung einzusetzen. Das ging dem Alten sehr gegen den Strich; er mochte glauben, daß man die eroberten Landesteile der Halbinsel ‚up ewig ungedeelt‘ mit Schleswig-Holstein verbinden werde. Anstatt sich aber nun ruhig dem Befehl zu fügen, fragte er beim Kriegsministerium an, ob er denn Stiefel für die Mannschaften requirieren dürfe, was denn von Roon gelassen bejaht wurde. (v. Sybel III. 267.)

Überhaupt setzte es Ärger allerorten. Der sächsische General Hake, Befehlshaber der Bundesexekutionstruppen in Holstein, hatte der verbündeten Armee überall Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sodaß bei dem reizbaren Temperament des preußischen Feldherrn ernstliche Reibungen zwischen den beiderseitigen Truppen zu befürchten waren. Ein Antrag Roons, ob die Bundestruppen sich nicht unter den Oberbefehl Wrangels stellen wollten, wurde von Hake mit Entrüstung zurückgewiesen; die Plackereien an den Etappenstraßen und in den Garnisonorten dauerten in unvermindertem Maße fort. Da ward in der Lausitz ein Teil des VI. Korps zusammengezogen, und General Manteuffel ging nach Dresden ab, den König zum Frieden und zur Nachgiebigkeit zu ermahnen, zugleich mit der Drohung, Preußen könne sich eventuell zur militärischen Besetzung Sachsens genötigt sehen. Das half. General Hake erhielt umgehend Befehl, den Wünschen der Verbündeten thunlichst gerecht zu werden, und wenn auch damit nicht alle kleinen Zerwürfnisse aus der Welt geschafft waren, so genügte doch in der Folge das Erscheinen preußischer Pickelhauben vor den Thoren des jeweiligen

streitigen Objekts, um die Bundestruppen zum Nachgeben zu zwingen.

Der Anteil Roons an dem Gange der Operationen braucht hier nur kurz erwähnt zu werden. Wir wissen, daß Bismarck alle Mühe hatte, das zaudernde Donaureich von Schritt zu Schritt weiter vorwärts zu treiben. Es war deshalb naturgemäß, daß im ersten Teile des Krieges die militärische Operation der diplomatischen Aktion immer um ein Bedeutendes voraus war. Roon fiel infolgedessen die Aufgabe zu, Wrangels Lust zum Draufgehen beständig einen Zaum anzulegen, und daß dies bei der Natur des Feldmarschalls keine leichte Aufgabe war, ist bereits angedeutet. Anders wurde aber seine Stellung, nachdem die verbündeten Truppen die jütische Grenze überschritten hatten. Abermals war in jenen Tagen (im Gefecht bei Veile) die Waffenehre den Österreichern zugefallen; die preußischen Truppen standen größtenteils vor den Düppeler Schanzen, wohin sich die Mehrzahl der dänischen Infanterie zurückgezogen hatte. Da war es denn, besonders im Hinblick auf die beginnenden diplomatischen Unterhandlungen, dringend erwünscht, daß endlich auch die preußischen Heeresteile eine ernstere Aktion zu bestehen hätten. — Prinz Friedrich Karl hatte damals der Ansicht seines Generalstabschefs, des Obersten von Blumenthal, nachgegeben und wollte die sehr starke Schanzenreihe nicht durch Sturm nehmen, sondern die Dänen durch einen Übergang nach Alsen zur Kapitulation zwingen. Während General von Moltke momentan den Plan für ausführbar hielt, bat Roon in einer Immediateingabe den König dringend, den Befehl zum direkten Angriff Düppels zu erteilen. In diesem Kriege, führte er aus, handle es sich vor allem darum, einen solchen Sieg zu erringen, daß der hierdurch im In- und Auslande erlangte Respekt über die mannigfach bestehenden oder sich auftürmenden Schwierigkeiten hinweghelfe. Der Übergang nach Alsen sei aber derartig vom Wetter, von preußischer und dänischer Flotte abhängig, daß dadurch der Erfolg möglicherweise abermals um 4 Wochen hinausgeschoben werde, und — im Hinblick auf den nahen Zusammentritt der Londoner Konferenz — handele es sich doch wesentlich um einen raschen Erfolg. — Indessen änderte das Gesuch nichts an dem einmal gefaßten Entschluß.

In der Nacht vom 1. zum 2. April sollte der Übergang ausgeführt werden. Alle Vorbereitungen gingen vorzüglich von statten; dann aber sprang das Wetter plötzlich um, und der anhaltende Sturm veranlaßte die gänzliche Aufgabe des Unternehmens.

Trotzdem nun durch diesen Fehlschlag 3 kostbare Wochen verloren gegangen waren, hatte die Sache doch ihr Gutes. Jetzt, am 6. April, erwirkte Roon beim Könige den Befehl zum direkten Angriff und die Ernennung des Generals von Hindersin, des späteren Reformators der Feldartillerie, zum Kommandeur der Belagerungs-Batterien. Vorher bereits war die Verstärkung der schweren Geschütze vor Düppel befohlen; so konnte der Plan endlich ins Werk gesetzt werden.

Roons Stimmung war in jenen Tagen begreiflicherweise nicht die beste. An Perthes schrieb er am 6. April: . . . „Das allseitige dienstliche Hineinreden und Hineinfragen und Fordern von Auskünften, Instruktionen, Antworten und alles dies mit dem ganzen, vollen, schweren Bewußtsein der Verantwortlichkeit für jede Silbe, die ich sprach und schrieb; daneben das eigene Sinnen und Denken über alles, was nicht von außen angeregt und gefragt worden; das Gestalten und Geltendmachen von größeren und kleineren Resultaten des eigenen Schaffens — o, welch ein beschämendes Gefühl der durch fremde Unzulänglichkeit bedingten eigenen: Alles dies hat mir in den letzten Tagen bis zum 3. des Monats fieberhafte Aufregungen, bitteren Grimm und manche andere häßliche Empfindung verursacht und den ruhigen Gleichmut gar sehr beeinträchtigt, den der Mann haben sollte, namentlich derjenige, dem die Rolle einer wichtigen, in diesem Augenblicke vielleicht der wichtigsten Triebfeder zugeteilt ist. Gottlob, ich fand mich immer wieder, und Gott hat es gnädig gefügt, daß manches, ja großes Unheil abgewandt worden ist, wenn auch dessen Ursachen nicht aus der Welt geschafft worden sind.“ —

Es war wirklich höchste Zeit, daß man mit dem Angriff auf Düppel begann. Es drohte damals die Eröffnung der Londoner Konferenz, und es ist einleuchtend, wie wichtig für die Stellung der deutschen Großmächte, insbesondere Preußens die vorherige Besitznahme Düppels sein mußte. Nur mit

Mühe gelang es Bismarck, für den Beginn der Verhandlungen noch einen Aufschub zu erlangen. Am 18. April fand der Sturm statt. Der Erfolg, der allgemeine Jubel in Deutschland, die Abreise des Königs, den Roon begleiten durfte, nach Düppel, die Parade der Sturmkolonnen sind bekannt. Für Roon war der Anblick der jungen Feldzeichen — von den zwölf mobil gemachten Infanterie-Regimentern gehörten acht zu den neuformierten —, die hier die Feuertaufe in so glänzender Weise bestanden hatten, der schönste Dank, der ihm hatte werden können. Mit Stolz konnte er auf die Erfolge des Werkes sehen, für dessen Durchführung er Jahre lang ohne Rücksicht auf eigene Wünsche in erbittertem Kampfe mit der Kammer gelegen hatte. — Auch der Monarch fühlte das Bedürfnis, seinem treuen Waffenmeister seinen Dank auszusprechen. In einer sehr gnädigen Kabinettsordre vom 23. April ernannte er Roon zum Chef des Füsilier-Regiments Nr. 33, seines *alten Regiments*, eine ganz besonders hohe Auszeichnung, da Roon damals noch Generalleutnant war. — Anläßlich des definitiven Friedensschlusses erhielt Roon das Großkreuz des roten Adlerordens. —

Die übrigen Ereignisse des Krieges: Waffenstillstand, Ernennung Friedrich Karls zum Ober-Kommandierenden, Falckensteins zum Befehlshaber der Truppen in Jütland, Moltkes zum Generalstabschef, Übergang nach Alsen, abermaliger Waffenstillstand sind zu bekannt, um eingehenderer Erwähnung zu bedürfen. Roon war natürlich auch bei diesen Ereignissen thätig mitwirkend; in anbetracht des Zweckes dieses Buches scheint es jedoch angethan, über eine genauere Darstellung dieser seiner Wirksamkeit hinwegzusehen.

Von größerem Interesse wird es jedoch sein, seine persönlichen Erlebnisse und Stimmungen zu beleuchten; sie spiegeln sich besonders in den Briefen an Perthes wieder.

Roon hatte drei Söhne bei der Feldarmee. Aber während in dem weicheren Perthes die Sorge um den Sohn — er stand mit Arnold von Roon bei den 7. Jägern — immer wieder hervordrängte, dämmte Roon in echter Soldatenart dieses persönliche Gefühl zurück; „was die Leibesfährlichkeit anlangt, denen unsere Söhne ferner entgegen gehen,“

schreibt er am 14. Februar, „so sage ich mir — und ich glaube daran —, daß die größeren Gefahren des Krieges für den einzelnen nichts bedeuten sollen und dürfen, als das vom Donner der Kanonen ihnen laut zugerufene: „Mensch, Du mußt sterben!“ was jedermann auch in der tiefsten Stille des Friedens sich täglich, stündlich selbst zuflüstern sollte; daß übrigens der vielgestaltige Tod, der auf den Schlachtfeldern seine reichen Ernten hält, nur für die Gesamtheit der Bedrohten, nicht aber für den einzelnen fürchterlicher ist, als der Tod, der um unsere Betten schleicht. Gottes väterlicher Wille bestimmt die Todeslose im Kriege wie im Frieden. Übrigens sage ich mir und den Meinen: Als die Söhne auszogen, da haben wir sie schon weggegeben ganz und gar; kehren sie einst unverletzt zu uns zurück, so sind sie ein neues Geschenk unseres gnädigen Gottes. Mit diesem Gedanken vermag ich mich ziemlich ruhig zu halten und getrost der Zukunft entgegenzusehen. Nur über eins komme ich nicht hinweg. Ich meine nicht die Sorge um unehrliches Verhalten, — das wäre ja das Fürchterlichste —, ich meine den Gedanken an die Möglichkeit von derartiger Verstümmelung, durch welche ein dann vielleicht noch langes Leben zweck- und nutzlos werden müßte. Gott wolle uns in Gnaden vor solch harter Prüfung bewahren.“

Über das freundschaftliche Verhältnis zu Bismarck ist bereits gesprochen worden. Selbstverständlich stellten sich hie und da Differenzen ein, aber es ist bemerkenswert und ehrend für die beiden doch von der Natur recht reichlich mit Explosivfähigkeit bedachten Charaktere, daß jene stets in offener, freundschaftlicher Aussprache beigelegt wurden.

* * *

In der Zeit, wo in Wien durch Bismarck die Friedensunterhandlungen eingeleitet wurden, weilte Roon als „arbeitender Kurgast“ mit dem Könige in Gastein. Es ist wesentlich seinem Einflusse zu verdanken, daß die vereinbarten Präliminar- und Waffenstillstands-Bedingungen von dem Monarchen so rasch angenommen wurden. Denn König Wilhelm, hat Roon 1866 einmal geäußert, besaß einen solchen Respekt vor einem faulen Frieden, daß er stets etwas

mehr verlangte, als nach Lage der Dinge möglich war zu erreichen.

Die Nerven Roons bedurften damals dringend einer Erholung; die Aufregung der letzten Monate, das stets schlimmer werdende Asthma hatten ihn recht heruntergebracht; er fühlte sich zeitweise sehr elend. Trotzdem fand er nicht die Zeit zu längerer Kur. Infolge der wohlwollenden Haltung Napoleons gegen Preußen während des Krieges hielt es der König für angebracht, sich dem Kaiser der Franzosen persönlich entgegenkommend zu zeigen. Es wurde daher angeregt, französische Offiziere nach Berlin, preußische nach dem Lager von Chalons gehen zu lassen, und der Monarch bestimmte seinerseits Roon zu diesem Zwecke. Übrigens lag der Reise ein politischer Charakter nicht bei; im Gegenteil sollte der General alles vermeiden, was dem Auftrage einen solchen Stempel geben konnte. Mußte man doch bei der Österreich freundlichen Haltung des französischen Ministers des Auswärtigen, Drouye de l'Huys, die Bekanntgabe der diplomatischen Verhandlungen nach Wien befürchten. Roon wurde jedoch vom Könige darauf hingewiesen, dem Kaiser gegenüber zu betonen, daß er die freundlichen und nachbarlichen Beziehungen zu Frankreich zu wahren und enger zu machen wünsche.

Mit der dem Kaiser eigenen Liebenswürdigkeit wurde Roon in Chalons aufgenommen. Die mannigfachen interessanten Eindrücke und Erlebnisse — Roon besuchte unter anderem auch den Kriegshafen Cherbourg — können hier übergangen werden; sein Urteil über Louis Napoleon ist ja bereits anläßlich seiner ersten französischen Mission erwähnt worden. Im ganzen war die an militärischen Schauspielen und gesellschaftlichen Vergnügungen reiche Zeit für ihn ziemlich anstrengend und infolge seines stärker werdenden Asthmas auch wenig angenehm. Roon hielt die Reise anfangs für eine „große Thorheit“, änderte jedoch bald seine Ansicht. Der Kaiser hatte ihm in sehr gnädiger Weise das Großkreuz seines Ordens verliehen und war so aufmerksam gewesen, die Dekoration durch seinen kleinen Sohn dem General ins Zimmer bringen zu lassen. Überall war er mit Achtung und

Auszeichnung behandelt worden, sodaß er aus Paris an seine Frau schrieb: „Wenn die Reise den Zweck gehabt hat, freundschaftliche Relationen herzustellen oder zu erhalten, so kann sie als wohl gelungen erachtet werden. — Es ist für mich ein erhebendes Gefühl wahrzunehmen, wie man hier, trotz alles eigenen Selbstgefühls und aller Überhebung, Respekt vor uns gewonnen hat, den wir auch bestens bei Kräften zu erhalten bemüht sein wollen."

Am 11. oder 12. September langte Roon wieder in Berlin an; gleich wurde er wieder sehr in Anspruch genommen. Die Demobilmachung der Armee, Änderungen in der militärischen Besetzung der Elbherzogtümer erhöhten das Maß seiner Arbeitslast, zu der sich noch die Vertretung des mehrfach, und wegen der Krankheit seiner Frau auch längere Zeit abwesenden Herrn von Bismarck gesellte. So ward ihm nur einmal kurze Zeit zu einem kleinen Urlaub, den er in Zimmerhausen zubrachte. Er feierte hier die Hochzeit seines ältesten Sohnes Waldemar, welcher sich vor kurzem mit der ältesten Tochter Moritz von Blanckenburgs verlobt hatte.

Im Innern wie nach außen hin war es eine recht ernste, drohende Zeit. Bereits damals war die Gefahr einer kriegerischen Verwickelung mit Österreich ziemlich groß. Die Aufforderung Preußens, Holstein von den Bundestruppen zu räumen, lehnte Sachsen mit einem kategorischen Nein ab. Da sistierte Ende November 1864 ein Befehl des preußischen Kriegsministers den Abmarsch der Falckensteinschen Truppen aus den Herzogtümern, während die Beförderung der in gleicher Stärke (nur die Bataillone waren etwas schwächer) einrückenden Ablösungs-Echelons fortdauerte; die soeben zurückgekehrte 13. Division bedrohte in einer Ansammlung bei Minden Hannover, und von Torgau begannen stärkere Streitkräfte ihren Vormarsch gegen das sächsische Königreich. Das half; zunächst wenigstens bei Österreich, wo das energische Auftreten Preußens Respekt einflößte und man sich sagen mußte, daß der Nachbarstaat infolge seines schlagfertigen Heeres auch die Macht besaß, seinen Willen durchzusetzen. Zwar Herr von Beust, der sächsische Minister, rüstete mit kriegerischem Eifer; aber das geschlossene Vorgehen der beiden Großmächte

machte den Zorn des kleinen Staates wirkungslos; der Bundestag verfügte die Räumung Holsteins seitens der Sachsen.

Inzwischen hatte die Landtagssession 1865 bereits ihr Ende erreicht; sie war für Roon nichts weniger als erfreulich gewesen. Ende 1864 hatten ihm Krankheitsbefinden und scharfe Differenzen mit dem Ressort der Finanzen Rückzugsgedanken nahe gelegt; dann, als er diese nach seiner Besserung und der Wiederherstellung der Einigkeit im Ministerium hatte fallen lassen, waren die Landtagsverhandlungen mit den alten, so oft durchgesprochenen Fragen und ihren widerwärtigen persönlichen Angriffen an ihn herangetreten. In letzteren leistete diese Session das Menschen-Möglichste, oder vielmehr Unmöglichste. Der Abgeordnete Gneist erkühnte sich z. B. zu äußern, die Reorganisation trage das Kainszeichen des Eidbruchs an der Stirn; da er nicht zur Ordnung gerufen wurde, sah sich Roon genötigt, darauf zu entgegnen, des Redners Worte trügen jedenfalls den Stempel der Überhebung und Unverschämtheit auf der Stirn. Auch sonst geschah Unerhörtes. Der Abgeordnete Virchow hatte in einer Kammerrede den Ministerpräsidenten persönlich beleidigt, sodaß dieser die Absicht aussprach, jenen zu fordern. Anstatt nun über diese persönliche Angelegenheit Schweigen zu beobachten, wurde sie in der Presse und — man denke sich — im Hause öffentlich behandelt. Ja eine Anzahl Stimmen, darunter die des Präsidenten Grabow, wurden dahin laut, daß die persönliche Ehre des Ministerpräsidenten der Verfassung des Landes und der Geschäftsordnung des Hauses unterliege, und daß der Abgeordnete Virchow sich dem Ausspruch des Hauses unbedingt zu fügen habe, d. h. sich nicht schlagen dürfe.

Dieser Anmaßung trat Roon mit Entschiedenheit entgegen: Die persönliche Ehre eines Mannes, führte er aus, sei sein eigenstes Gut, und es gebe keine Macht der Erde, auch nicht die höchste, welche hierüber Richter sein könne. Er selber sei zwar, obwohl Soldat, keineswegs unbedingter Verehrer des erwähnten Auskunftsmittels (Duells), um die verletzte Ehre herzustellen; aber er sei der Ansicht, daß weder ein Ausspruch des Hauses noch der höchsten Stelle im Lande einem Manne die Genugthuung geben könne, deren er bedürfe. Wenn also der Abgeordnete Virchow nicht geneigt sein sollte,

die Erklärung abzugeben, welche man von jedem Ehrenmann erwarten und verlangen könne, wenn er sich im Ausdruck übereilt habe, so müsse er natürlich dem Ministerpräsidenten die Maßregeln anheimstellen, die er alsdann für notwendig erachte. „Denn," so fragte er, „da die Herren auf der Tribüne von ihrer Redefreiheit den uneingeschränktesten Gebrauch zu machen pflegen, ohne darin behindert werden zu können, während die Minister nicht bloß Sr. Majestät, sondern eventuell sogar dem Strafrichter verantwortlich sind, welches Mittel bleibt einem persönlich verletzten Minister übrig, sich Genugthuung zu verschaffen, wenn, wie das doch mehrfach vorgekommen, der Präsident des Hauses derselben Parteiansicht ist, wie der Redner, ein Ordnungsruf also nicht stattfinden kann? — Wenn aber das Haus erklärt, daß es dem Abgeordneten Virchow verbietet, die Genugthuung zu geben, die der Herr Ministerpräsident verlangen kann, so thut es nach meiner Auffassung etwas, was über seine Befugnisse hinausgeht."

Bekanntlich nahm das Haus von einer Beschlußfassung in genannter Richtung Abstand. Wie die Angelegenheit erledigt ist, wissen wir nicht genau, jedenfalls hat ein Duell nicht stattgefunden.

Im übrigen verlief die Session wie die vergangenen auch. Neues wurde von beiden Seiten nicht vorgebracht; von Friede konnte keine Rede sein, da das versöhnliche Entgegenkommen der Regierung durch das Verhalten der Kammer erfolglos gemacht wurde. Roon selbst that, trotzdem er die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen einsah, in vollstem Maße seine Pflicht. In mehrstündiger Rede erschöpfte er noch einmal das ganze, so oft durchgesprochene Gebiet, widerlegte er abermals die so oft als irrig erwiesenen Einwürfe und Entgegnungen, aber natürlich, wie sich voraussehen ließ, mit dem alten negativen Erfolg. Es war auch vergebens, daß er darauf hinwies: „Die Desorganisation der neuerlich mit neuen Siegesehren geschmückten Armee ist gleichbedeutend mit der politischen Degradation Preußens und mit der Verzichtleistung auf seine politische Mission." Das Abgeordnetenhaus lehnte die Bewilligung der Kosten für die Reorganisation ab, und es sagte sich los von den glänzenden Thaten der Armee im däni-

schen Kriege, indem es die nachträgliche Genehmigung der Kriegskosten verweigerte. Darauf geschah es wie in den Vorjahren; das Herrenhaus verwarf das ganze Budget, und die Regierung ging weiter ohne dasselbe ihren gewohnten Gang.

Es ist verständlich, wenn Roons ruhiger Gleichmut, schon durch sein ewiges Kränkeln mürbe gemacht, unter diesem beständigen, aufreibenden Kampfe ins Wanken geriet. Allerdings nur für Momente, dann fand er sich stets wieder. In solchen Augenblicken war es ihm Bedürfnis, sein Herz dem getreuen Perthes auszuschütten; des Freundes Zuspruch hat ihm stets wohl gethan. Es mögen hier einige Bruchstücke aus der Korrespondenz der beiden Männer folgen; sie werden sowohl klare Einsicht in das innerste Wesen der beiden Charaktere gestatten, als auch Aufschluß über ihr nahes Verhältnis zu einander geben.

Roon an Perthes, den 10. Mai 1865.

. . . „Was Sie mir freundlich sagen über meine sogenannte Unentbehrlichkeit für die Vergangenheit und Zukunft, weiß ich weder anzunehmen, noch abzulehnen. Sehr weit bin ich dabei entfernt von jeder falschen Bescheidenheit. Ich weiß, daß ich treulich gestrebt und gerungen und manches Unheil dadurch verhindert, oder doch verschoben habe, weiß aber auch, daß ich dabei nur Werkzeug in des Höchsten Hand gewesen und mir deshalb nichts einzubilden habe. Was aber die Zukunft anbelangt, so habe ich das lebhafte Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit in so hohem Grade, daß ich fast verzweifeln möchte, wenn mir entgegengehalten wird, daß ich ferner mein bisheriges Danaiden-Geschäft fortsetzen soll. Ich habe die Empfindung, nein die Überzeugung, daß gehandelt werden muß*). „Der Worte sind genug gewechselt.“ Und wenn ich das nötige Handeln nicht ins Werk richten kann: dann, ja dann kann ich nur noch Straffords Schicksal für mich prognostizieren, und die fortschreitende Revolution triumphiert über die Fahne, die ich bisher mit Anstrengung hoch gehalten habe, dann finis Borussiae. — Ich bin am Ende,

*) „Der passive Indianermut, der alle Martern und Qualen ruhig aushält, ohne die Miene zu verändern, geht dem Tode voran, führt aber nicht zum Leben und Herrschen,“ hat er später einmal geäußert.

wenn auch nicht mit meinen Kräften, so doch mit meiner Geduld und Kaltblütigkeit. Und weil dies der Fall, so bin ich entbehrlich, so ist es Zeit, daß ich gehe. Sagen Sie und andere mir nun, was ich mir selber nicht abzuleugnen wage, daß dies gleichbedeutend mit dem Verfall des Ministerii, mit der Beschleunigung der drohenden Katastrophe, mit dem Untergange sei, so weiß ich doch gewiß, daß ich, allein gelassen mit meinem Ringen, keinen andern Versuch zu machen habe, als mich wirkungslos unter die Räder der rollenden Maschine zu werfen.

Fortsetzung am 12. abends. Eigentlich sollte ich das Vorstehende gar nicht abgehen lassen, weil ich mir dadurch vor Ihnen eine große Blöße geben werde. Aber ich will, Ihnen gegenüber am wenigsten, nicht besser scheinen, als ich bin, und da mögen Sie denn erfahren, wie schwächlich impressionabel ich sein kann. Ja um den Gleichmut ist es eine edle Sache, aber der Teufel nur kann ihn immer festhalten, wenn die Eulen von ihren scharfen Augen und die Esel von ihren feinen Ohren faseln und sich nicht sagen und raten lassen wollen."

Aus Perthes Antwort vom 17. Mai:

„Halten Sie, mein lieber und verehrter Freund, Ihre ursprüngliche Aufgabe fest vor Augen, und vergessen Sie nicht, daß Sie nicht hingestellt wurden, um ein Preußen zu schaffen, wie es sein sollte und könnte; wenn Sie daran gedenken, daß Ihre Bestimmung war, die Revolution zum Stillstande zu bringen, so werden Sie, statt zu murren über geringen Erfolg, Gott auf den Knien danken für das Große, was Ihnen gelungen ist mit seiner Hülfe, und werden mit neuem Mute, neuer Freudigkeit und neuer Befriedigung wieder Tag für Tag den Kampf aufnehmen, um die Mächte der Zerstörung und Auflösung niederzuhalten von einem Tage zum andern und ihnen eine Zollbreite Landes nach der andern abzunehmen. — Mein lieber, teurer Freund, gedenken Sie daran, daß unser Herr im Himmel es ist, der Sie als Schildwache aufgestellt hat und in Ihrer nächsten Nähe ist, auch in den schwersten und wichtigsten Stunden; so lange Er die Ablösung nicht angeordnet hat, müssen Sie vor dem Schilderhause auf und ab spazieren und kaltes Blut bewahren

im Hinblick auf Ihren Kommandeur, der Sie nicht im Stiche lassen wird; nur denen, die das Schilderhaus anspeien wollen, haben Sie das Bajonett in den Giftbauch zu rennen. Schaffen Sie sich das hypochondrische Spiel mit der Möglichkeit eines Rücktritts aus dem Unterleibe, denn nur bis dahin und nicht bis in Herz und Kopf hat „der alte böse Feind, der's mit Ernst jetzo meint", die Versuchung zu einem Schritte gebracht, der, wie Sie selbst wissen, jetzt fast gleichbedeutend mit unserem Untergange wäre."

Der Anfang des Roonschen Briefes bezieht sich auf einen früher stattgefundenen Meinungsaustausch. Roon hatte im Dezember 1864 Perthes den Wunsch ausgedrückt, im mündlichen Verkehr seinen Rat über „mehrere recht sehr wichtige Angelegenheiten hören zu können, die für den Betrieb der hiesigen Fabrik modernster Geschichte von, wie er glaube, entscheidendster Bedeutung sein werden, und wobei er ‚stumpfer Alter' berufen sei, einen bestimmenden Einfluß auszuüben." Er hatte dann hinzugefügt: „Die Regierung blickt mit einer gewissen Siegeszuversicht in die Zukunft; Respekt im Aus- und Inlande, Unfrieden in den Lagern der Feinde, wachsendes Selbstvertrauen in dem der Freunde, das sind Errungenschaften namentlich des letzten Jahres*). Gott der Herr wolle aber auch gnädig schützen vor Übermut. Dies Gebet kann ich für mich ebenso gut gebrauchen wie unser vortrefflicher Bismarck, ohne den wir nun und nimmer in die gegenwärtige anständige Position gekommen wären." Ihm hatte Perthes geantwortet: „Allerdings würde ohne Herrn von Bismarck die Regierung ihre jetzige Stellung nimmermehr gewonnen haben. Aber nur, indem die Armeeorganisation als Ziel hingestellt ward, wurde es möglich, inmitten der neuen Ära noch einmal den Kampf für die Königsherrschaft gegen die in Gestalt der Kammerherrschaft erscheinende Revolution mit Ernst aufzunehmen; dieses Ziel aber ward nicht von Herrn von Bismarck, sondern von Ihnen aufgestellt und mit zäher Kraft festgehalten. — Als das Ministerium der neuen Ära fiel, telegraphierten Sie diesem Manne:

*) Es mag der Vergleich dieser Zeilen mit den oben angeführten abermals bezeugen, daß selbst in dem festesten aller Menschenherzen das Gefühl der Schwäche dem der Stärke nah benachbart ist.

Kommen Sie so schnell als möglich, nicht, damit dieser die Richtung bestimmte, in welcher die Regierung künftig zu regieren habe, denn diese hatten Sie bereits bestimmt, sondern damit er durchführen helfe, was Sie bestimmt. — Sie waren es, der den ausführenden Ministerpräsidenten nötigten, trotz aller Seitensprünge Fuß bei Mal zu halten; Sie waren es, der dessen revolutionäre Natur nötigte, die konservative Grundrichtung nicht zu verlassen. — Herrn von Bismarcks großes Verdienst ist es, die militärische Aktion möglich gemacht zu haben; niemand wird einen Mann außer Herrn von Bismarck zu nennen wissen, welcher als Ministerpräsident es der Armee und dem Kriegsminister möglich gemacht hätte, das auszurichten, was ausgerichtet ist; nicht ohne Herrn von Bismarck wäre die gegenwärtige Stellung zu erreichen gewesen, aber durch ihn ist sie nicht erreicht."

Es liegt auf der Hand, daß der berühmte Rechtslehrer in seiner freundschaftlichen Hinneigung zu Roon dessen Wichtigkeit überschätzte, die Bismarcks zu gering achtete. Immerhin ist sein Urteil in der Hauptsache, besonders in der Würdigung des Kriegsministers, gerecht und treffend zu nennen. —

In Erdmannsdorf, dem Königlichen Schlosse am Riesengebirge, wo Roon mit seiner Familie Juli und August mit Erlaubnis des Monarchen zubrachte, sahen sich die Freunde endlich wieder und verlebten einige genußvolle Tage in ruhigem, friedvollem Beisammensein und Austausch der Meinungen. Roon, der sich damals sehr matt fühlte, hat dieser Aufenthalt körperlich wie geistig sehr gut gethan. Allerdings war er auch hier nicht immer in Ruhe. Von allen Orten, natürlich vorerst aus dem nahen Warmbrunn, „kamen alle alten Scheusäler angekeucht, um ihn zu besehen." Wir wissen, wie er über Ovationen dachte; „heute Hosianna schrei'n — morgen kreuzige," pflegte er zu sagen. Er hätte am liebsten in eine Gebirgsbaude fliehen mögen, um der Neugierde zu entgehen.

Anfang September begann die „Tretmühle" ihr zerreibendes Werk wieder an Roon; sie hatte auch während der ganzen Erdmannsdorfer Zeit „geknarrt"; wir müssen sonach einiges nachholen. Vor allem verursachten die Schleswiger Angelegenheiten mannigfache Arbeit. Hier hatte Manteuffel, am 22. August zum Gouverneur von Schleswig ernannt, am 16.

September seine Verwaltung amtlich angetreten. Mit ihm hatte Roon anläßlich der letzten Abgeordneten-Session mehrfache Reibungen gehabt, da er glaubte, die Ratschläge des Generals als Bevormundung zurückweisen zu müssen. Kurze Zeit später jedoch — die beiden Männer hatten sich wieder versöhnt —, befürwortete er selber lebhaft beim Könige den Wunsch Manteuffels, als Befehlshaber der Truppen nach den Elbherzogtümern zu gehen, und thatsächlich ist es nicht zum wenigsten seinem Einflusse zu verdanken, daß der begabte General im Juni den Militärbefehl in den Herzogtümern und im August den Gouverneurposten in Schleswig erhielt; ein neuer Beweis für die vornehme Denkungsweise Roons, der persönliche Zwistigkeiten nicht auf amtlichem Gebiete zum Austrag zu bringen suchte. Da gab es denn abermals Differenzen unerquicklichster Art. Die Wiederanstellung ehemaliger dänischer Beamter zog Manteuffel Vorwürfe des Königs und ein Verbot Bismarcks zu, solches Verfahren zu wiederholen. In hellem Zorne brach da der Gouverneur los. „Wenn man mir gesagt hätte zu der Zeit," klagte er Roon, „als ich die großen Gesandtschaftsposten ausschlug, weil ich nicht unter Civilisten stehen wollte, — wenn man mir da gesagt hätte, ich würde eine Anweisung von Herrn von Bismarck ruhig hinnehmen, dem Minister des Innern, dem Grafen Eulenburg, amtlich Auskunft zu geben, — ich hätte gelacht. Ich hab's gethan, weil Graf Eulenburg im Auftrage des Königs kam und mir einen Brief Sr. Majestät brachte. — Ich habe den König gebeten, mich von meiner Stellung in bezug auf die Civilverwaltung zu entbinden und mir bloß das Kommando über die Truppen in Schleswig zu belassen. — Glauben Ew. Excellenz, es ist am besten, daß der König mich gehen läßt. Minister Graf Bismarck kann nur Maschinen oder politische Gegner erzeugen; ich will weder das eine noch das andere werden; ich gehe, aber indem ich gehe, ist mir der Dienst des Königs und des Staates gerade ebenso teuer, als wenn ich selbst in ihm wirkte. — Deshalb bitte ich Ew. Excellenz herzinnig, meine Bitte zu gewähren." Die Antwort Roons liegt leider nicht vor; jedenfalls ist dem Verlangen Manteuffels nicht entsprochen worden, vielmehr gelang es dem Vertrauensmanne Roon, ein leidliches Einvernehmen

zwischen Bismarck und dem General wieder herzustellen, ohne allerdings weitere Reibungen gänzlich verhindern zu können.

Sonst verging das Jahresende in angestrengter dienstlicher Thätigkeit. Besichtigung der Marine, Vorarbeiten zur Befestigung des Kieler Hafens, Vermehrung der gezogenen Geschütze in Feld- und Fuß-Artillerie, Errichtung von besonderen Fuß-Artillerie-Regimentern, das sind etwa die Marksteine seines damaligen dienstlichen Wirkens.

Am 15. Januar 1866 wurde der Landtag durch den Ministerpräsidenten eröffnet. Seine Sitzungen sollten nicht von langer Dauer sein. Im Gegensatz zu früher legte die Regierung eine Kriegsdienstnovelle nicht vor, da sie „nach mehrjährigen, fruchtlos gebliebenen Verhandlungen von der Wiederholung solcher Vorschläge für jetzt ein ersprießliches Resultat nicht erwarten könne.“ Die Haltung des Abgeordnetenhauses war deshalb nur noch feindseliger. Roon hatte keinen Anlaß, sich an den Debatten lebhaft zu beteiligen. Seine Auslassungen bewegten sich, wie auch die der übrigen Minister, in gelassenem, rein sachlich gehaltenem Tone. „Ernst und ruhig, schweigsam nach Möglichkeit, trocken und geschäftlich in allen nötigen Auslassungen von der Thron- bis zur Abschieds-Rede: das ist mein, das ist unser aller Programm in dem bevorstehenden parlamentarischen Verkehr,“ hatte er am 11. Januar an Perthes geschrieben. Leider aber verfehlte eine solche Haltung völlig ihren Eindruck auf die Volksvertreter; ihre Handlungen waren von derartiger Feindschaft diktiert, daß sie sogar den Antrag Reichenspergers, durch eine maßvoll und versöhnlich gehaltene Adresse an den König die Verständigung anzubahnen, verwarfen. Darauf hatte die Regierung nur gewartet. Unmittelbar auf diesen Beschluß des Hauses erhob sich der Ministerpräsident und verlas zwei Königliche Botschaften, welche den Schluß des Landtages auf den folgenden Tag, den 23. Februar, festsetzten, die Sitzungen aber sofort vertagten.

Es war hohe Zeit, den feindseligen Bekundungen der Abgeordneten Einhalt zu gebieten. Denn im Lande herrschte momentan eine solche Verwirrung der Gemüter, wie sie größer kaum gedacht werden konnte; und die aufhetzenden, zur Verweigerung des Gehorsams reizenden Reden der Landboten waren nur dazu angethan, jene zu verschärfen. So war es

denn erste Pflicht der Regierung geworden, dem Wirken dieses Abgeordnetenhauses Schranken zu setzen, dessen Thätigkeit, wie es in der Thronrede hieß, nicht dem Frieden, sondern dem Streite zugewandt war, zumal auf einem anderen, sehr ernsten Gebiete die Dinge eine derart scharf zugespitzte Gestalt bekamen, daß sie die gesamte Kraft nicht nur des Ministeriums, sondern ganz Preußens überhaupt in Anspruch zu nehmen drohten.

Die Verstattung agitatorischer Umtriebe in Holstein für Augustenburg und gegen Preußen hatte Bismarck am 26. Januar 1866 zu einer sehr ernsten amtlichen Depesche nach Wien veranlaßt, in welcher er die kaiserliche Regierung bestimmt aufforderte, dem revolutionären Treiben in dem Herzogtum ein Ziel zu stecken. Die Antwort vom 7. Februar fiel kühl ablehnend aus; Österreich erklärte, es könne Preußen nicht das Recht zugestehen, eine Einwirkung auf den inneren Gang der Geschäfte des Herzogtums auszuüben. Darauf bedeutete Bismarck den kaiserlichen Gesandten, Grafen Karolyi, Preußen stehe fortan zu dem Donaureiche nicht schlechter, aber auch nicht besser, als zu jeder anderen Macht. Der Bruch der österreichisch-preußischen Allianz war vollzogen.

Diesen Vorgängen gegenüber hielt es der König für angemessen, auf den 28. Februar einen Ministerrat zu berufen, welchem auch der Kronprinz, Graf Goltz, Moltke, Manteuffel und Alvensleben beiwohnten. Der König eröffnete das Conseil (Sybel nacherzählt): Österreich habe, so sagte er, durch sein Verhalten jede Hoffnung auf eine Fortdauer der Allianz abgeschnitten; der Besitz der Elbherzogtümer sei ein nationaler Wunsch in Preußen, die Regierung könne in dieser Frage nicht zurückweichen. So müsse man zwar keinen Krieg provozieren, aber doch auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts gehen, ohne vor einem Kriege zurückzuschrecken. In längerer Rede sprachen sich Bismarck und Roon für die Notwendigkeit aus, den Krieg in der jetzigen vorteilhaften Lage zu beginnen. Dem schlossen sich die übrigen an. Bodelschwingh, der Finanzminister, drückte jedoch den Wunsch aus, es möge noch ein Ausgleich zu stande kommen. Nur der Kronprinz widerriet direkt den „Bruderkrieg". Der König schloß mit den Worten: Er wünsche den Frieden, sei aber im Notfalle zum Kriege entschlossen.

Im Lande kursierten alle möglichen Gerüchte über das Conseil. **Bismarck** sei überstimmt worden, es herrsche Uneinigkeit im Ministerium, hieß es. Es war alles fades Geschwätz. **Roon** schreibt hierüber an **Blanckenburg**: „Ich kann Dir natürlich nichts Näheres mitteilen, das aber glaube ich Dir aussprechen zu dürfen, daß in dem Conseil die allervollständigste Einmütigkeit der Ansichten und der Ziele zu Tage getreten; keine Spur eines Gegensatzes. Wir sind sehr einig, aber „Wir" sind nicht immer zu schnellen Entschlüssen und Handlungen bereit." Es liegt hier ein Widerspruch zwischen der Angabe **Roons** und der Erzählung **Sybels** vor. Möglich, daß letzterer hier falsch berichtet ist. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß **Roon** unter „Einmütigkeit" die des Königs mit dem Ministerium gemeint hat. Zwischen dem Könige und dem Kronprinzen hatten kurze Zeit vorher in politischen Dingen scharfe Differenzen bestanden; glaubhaft deshalb, daß **Roon** die gegenteilige Stimme des Kronprinzen nicht von Belang hielt. —

Im Laufe des Monats März stießen zu den österreichischen 42 Feld-, 18 vierten Bataillonen, 34 Schwadronen und 33 Batterien in Böhmen 10 weitere Bataillone nebst 10 Schwadronen; letztere sollten in kurzem abermals um 30 vermehrt werden. So befanden sich an den Grenzen Schlesiens außer den noch im Marsch begriffenen Truppen 71 österreichische Bataillone, 44 Eskadrons und 33 Batterien, bereit, wenige Tage nach der Einberufung der Infanterie-Komplettierungsmannschaften in einer Stärke von 80000 Mann in die preußische Provinz einzufallen. Dem gegenüber standen in dem bedrohten preußischen Landesteil 38 Bataillone, 29 Eskadrons, 18 Batterien auf dem Friedensfuße, in Summa etwa 25000 Mann. Man konnte sich deshalb in Preußen einer gewissen Besorgnis nicht erwehren, und so berief unter diesem Eindruck am 27. März der König einen Ministerrat. Die hier gefaßten Beschlüsse gehen aus den vom Kriegsministerium erlassenen Befehlen vom 29. und 31. März hervor: Das Garde-, 3., 4. und 6. Feld-Artillerie-Regiment sowie zwei Abteilungen vom 5. sollten sich auf Kriegsstärke setzen, die Bataillone der 4 neuen Garde-, des 72. und die der Linien-Infanterie-Regimenter der 5. 7. 9. 11. 12. Division die Gardefriedensstärke er-

reichen. Ferner wurde die volle Armierung und Kriegsbesatzung der Grenzfestungen Cosel, Neiße, Glatz, Torgau, Wittenberg und die Bespannung der Ausfallbatterien der drei ersteren bestimmt.

Wie schwer dem friedliebenden Könige der Befehl selbst zu diesen rein defensiven Anordnungen geworden sein muß, geht aus einem Billet hervor, das er noch am selben 29. nachmittags an Roon schickte: „Ich hatte Ostern ganz vergessen; wäre es noch möglich, den Abgang der Ordres bis Sonnabend zu verschieben?"

Auf Roons Schultern lastete Schweres. Der König war im Herzen immer noch für den Frieden. Bismarck, durch die ewigen Reibungen nervös gemacht, drohte bedenklich krank zu werden; ja er trug sich sogar, da der Gegensatz zwischen dem Herrscher und ihm sich täglich verschärfte, ernstlich mit Rückzugsgedanken. „Das hieße die Schlacht von Kollin zum zweiten Male verlieren," schrieb Roon voller Sorge an Perthes. Es galt um jeden Preis diesen Entschluß zu verhindern; abermals fiel Roon deshalb die Rolle des Vermittlers und Besänftigers zu. Am 4. April schreibt er an den Ministerpräsidenten: „Setzen Sie sich in die Lage des Königs, versetzen Sie sich auch, womöglich, in seine Haut und seine ganze Natur, Denk- und Gefühlsweise, und sagen Sie selbst, ob es zu verwundern, wenn er, bei den in Scene gesetzten Intriguen aus nächster Hand, schwankend, unsicher und zweifelhaft wird? Soll er, darf er deswegen aufgegeben werden? Wiewohl gestern geneigt, diese Frage zu bejahen, ist mir doch über Nacht, nach ernster Erwägung unserer Pflicht gegen Ihn und unser Land, die Überzeugung gekommen, daß wir das vor Gott nicht verantworten können, wenn wir nicht die gewissenhafte Überzeugung in uns tragen, daß wir alle Mittel erschöpft haben, um Ihn, uns und das Land bei Ehren zu erhalten." Diese offenen Worte verfehlten ihren Eindruck auf Bismarck nicht; er blieb und versah weiter sein schweres Amt zum Heile des Vaterlandes. —

Nach den vorliegenden Quellen ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß von der Umgebung des Königs Roon bis zum Kriege 1866 den größten persönlichen Einfluß auf den Herrscher gehabt hat. Es darf wohl auch kaum ein

Zweifel darüber obwalten, daß es der Beitritt seiner gewichtigen Stimme zu den Ratschlägen des Ministerpräsidenten war, welcher in dem Monarchen den Entschluß zum Kriege hervorrief. Welche Verantwortung lastete auf dem Kriegsminister, welche Festigkeit des Charakters und welche Entschlossenheit mußte er besitzen, um hier anzufeuern, dort zu besänftigen, immer aber sich gleich zu bleiben! Er war, während Bismarcks Kranksein, recht eigentlich die Seele des Ganzen.

Leicht wurde ihm seine Stellung wahrlich nicht gemacht. Aus allen Teilen des Landes gelangten an ihn Bitten, er möge doch für den Frieden stimmen. Selbst der treue Perthes befand sich unter den Warnern. Und doch, nicht ein Augenblick des Schwankens in dem seltenen Manne. „Durch Gottes Gnade," schreibt er Anfang April an Perthes, „habe ich, wenn auch nicht die volle Wirkung des Ostergrußes „Friede sei mit Euch!" wohl aber eine merkliche innere Erwärmung und Beruhigung in höherem Grade als sonst je empfunden und zwar ungeachtet des Kriegslärmens, der kritischen Lage des Landes und des uns durch das lebensgefährliche Erkranken unseres Enkelsöhnchens in Magdeburg erwachsenen Familienkummers. . . . Die ersten schweren Worte, mit denen Sie mir die ganze schwere Verantwortlichkeit für die vielleicht eisernen und blutigen Wege, die Preußens Politik jetzt zu gehen hat, zuschrieben, haben mich wohl getroffen, aber weder verletzt noch ablenken können, wenn sie mich auch zu nochmaliger ernster Prüfung der vorliegenden Fragen veranlassen mußten. „Leichtsinnig" bin ich wohl in gewissem Grade, aber doch nicht mehr als nötig, um unzweckmäßiger Bedenklichkeit Herr zu werden. Wäre ich es nicht, so würde mir, wie ich bin, die nötige Thatkraft fehlen, ich würde ein anderer sein. Ob ich deswegen ein Mann sei, der „beten kann", wie Sie schreiben? — nun ich kann wohl, aber nicht immer und nie genug."

Während dessen hatten sich die Wolken am politischen Himmel immer dunkler gefärbt. Es würde hier zu weit führen, auf die diplomatischen und militärischen Vorgänge näher einzugehen. Es genüge die Angabe, daß bis zum 2. Mai die Mobilisierung der gesamten österreichischen Armee ausgesprochen war.

Es war klar, daß sich jetzt auch Preußen endlich zu

ernstlichen Vorkehrungen entschließen mußte. Der ungeheure Vorteil der preußischen Armee, drei Wochen früher mobil sein zu können, als die kaiserliche, war fast völlig ungenutzt geblieben. Freilich, nicht zum Schaden der Monarchie. Denn jedermann mußte ehrlicherweise zugestehen, daß von Preußens Seite keine Herausforderung zum Kriege geschehen sei. Diese Friedensliebe, welche König Wilhelm an den Tag legte, verschaffte ihm in den Augen der Welt den Ruf eines friedfertigen Herrschers, und es mag nicht zum wenigsten diesem Umstande zuzuschreiben sein, daß die Regierung des Deutschen Reiches unter Wilhelm dem Einzigen allseitig Achtung und Vertrauen genoß. Allerdings schien im Jahre 1866 diese Friedensliebe ein gefährliches Spiel, denn Österreich hatte bereits bedeutende Kräfte mobilisiert, welche jeden Augenblick zu offensivem Vorgehen verfügbar waren. Aber eben die Schlagfähigkeit und die kurze Mobilisierungszeit der preußischen Armee, Errungenschaften, die der Thatkraft Roons zu danken waren, gestatteten, dem Gegner einen Vorsprung zu lassen. Mochte er immerhin rüsten, bei dem Entscheidungskampfe, daran glaubten die leitenden Männer des Königreichs, mußte der Sieg doch auf seiten der preußischen Waffen sein. Bismarck selber hat einmal gesagt, er würde seine Politik garnicht führen, wenn er nicht die preußische Armee für unüberwindlich hielte.

Jetzt aber ward's dringend Zeit zum Handeln, und so entschloß sich der König auf Bismarcks und Roons Drängen, den Mobilmachungsbefehl auszusprechen. Am 3. Mai wurde die Mobilmachung der Kavallerie und Feld-Artillerie und der Bataillone des III., IV., V., VI. und Garde-Korps, am 5. die des VIII. Korps verfügt; bis zum 12. Mai war die Kriegsbereitschaft der gesamten Feldarmee, die der Landwehr jedoch nur zum Teil, befohlen. Nach Beendigung der Truppentransporte am 5. Juni standen unter Waffen rund 335000 Mann Feldtruppen; am Ende des Feldzuges betrug die Gesamtzahl der Norddeutschen Streitkräfte 660000 Mann. Das war Roons Werk!

Am 26. — die Operationen waren bereits in vollem Gange — hatte Roon noch einmal Muße, an Perthes zu schreiben. Aus dem Briefe mögen folgende Stellen hervorgehoben werden: „. . . . Also sehr oft komme ich mir vor

(und wenn ich hier ‚ich' sage, so meine ich nicht meine eigene Person, sondern vielmehr die Personifikation der jetzigen Regierung) wie ein Seiltänzer, der eine schwere, schwankende, tote Last auf dem Nacken über den Niagara trägt, wissend, daß jedes Fehltreten, Ausgleiten, ja nur ungleichmäßiges Schwanken des zu Tragenden den Sturz in den Abgrund herbeiführen wird, daß also alles von festen Nerven, starkem, sicherem Schreiten, noch mehr aber von dem Willen dessen abhängt, der die Nerven und Muskeln leistungsfähig erhält und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Wiederum aber erscheine ich mir auch als der in den Besitz einer Erbschaft mit mehr oder weniger unklarem Bewußtsein von den daran klebenden Verpflichtungen getretene Erbe, der der Vorfahren Schulden zu bezahlen ehrenhalber verpflichtet ist, und der, um es zu können, selbst gewagte Spekulationen in der Hoffnung nicht scheuen darf, daß der allmächtige Lenker der Schicksale der Völker und Menschen es dem Einfältigen gelingen lassen wird ..... Sehen Sie, mein teurer Freund, solche Gedanken sind es, die durch meine Seele ziehen, während alles stündlichen, täglichen, nächtlichen Schaffens und Wirkens für den großartigen Kampf, den Preußen ungesucht, aber unvermeidlich auszukämpfen hat, und der mit Notwendigkeit zu eigenem Untergang oder zu den lichten Höhen des Sieges führen muß, von denen aus in freier Selbstbestimmung das Rechte, Vernünftige, Heilsame, Sittliche für Preußen, Deutschland, ja für die gesamte zivilisierte Welt zur Geltung gebracht werden kann. — Preußens Kraft ist der schweren Aufgabe des Kampfes wohl gewachsen, trotz der Trichinen in den eigenen Eingeweiden. Wir haben 550 000 Mann wohl ausgerüsteter und trotz allen parlamentarischen Haders vom besten Geiste beseelter Truppen auf den Beinen, gewiß genug, um den aus vielen Schlacken und wenig Gold und Silber formierten vielzungigen Goliath umzuwerfen: dennoch können wir — ist es Gottes Wille — geschlagen werden und unterliegen. Des Herrn Wege sind nicht die unsrigen, und wenn wir auch in unserer Kurzsichtigkeit den heilsamen Zweck einer solchen Niederlage nicht erspähen können, so bleibt sie doch möglich und — vor Gottes Augen gerecht. Wohl bitten wir daher um Sieg und danach um einen ehrlichen Frieden, d. h. wenn es Gottes

Wille ist; aber gerechter erscheint mir das Gebet um Bewahrung vor Schmach und Schande, das wir täglich im Herzen bewegen sollten."

Am 30. Juni erfolgte die Abreise des Königs und seiner Umgebung, darunter natürlich auch Roons, zur Armee. Der rasche Siegesflug des preußischen Aars bis vor die Thore von Wien lebt zu sehr im Gedächtnis der Nation, um hier auch nur skizziert zu werden; zudem hat Roon einen nennenswerten Einfluß auf den Gang der Ereignisse wahrscheinlich nicht gehabt. Es lagen ihm jedoch andere wichtige Geschäfte ob. Seiner Thätigkeit ist es zu verdanken, daß die Operationsfähigkeit der Armeen nicht nachließ, und daß dieselben in ungeminderter Zahl vor den Mauern der Kaiserstadt erscheinen konnten. Ersatz, Verpflegung waren während der ganzen Dauer des Feldzuges gut geregelt; daß es mit dem Sanitätswesen nicht immer desgleichen war, ist nicht zu verwundern; außer den preußischen hatte man auch fast sämtliche österreichische Verwundete zu versorgen, und deren Zahl war namentlich nach Königgrätz nicht gering. Es bedurfte eben auch auf diesem Gebiete der Erfahrungen, um ein wohl organisiertes, den hochgespannten Anforderungen eines modernen Krieges gewachsenes Sanitätswesen zu schaffen. Sofort nach dem Kriege wurden die von der Königin Augusta angeregten Verbesserungen in der Feldkrankenpflege in Angriff genommen.

Wie wesentlich die Stärke der Armee dazu beitrug, daß Bismarck seine energische Politik gegen die anmaßenden Nachbarn, vorzüglich gegen Frankreich, durchführen konnte, ist bekannt. Es waren damals, dank der Fürsorge des Kriegsministers, die Mittel sogar zu einem Kriege nach zwei Fronten vorhanden. Am Oberrhein hätten die Preußen mit 200000 Mann früher schlagfertig stehen können, als die Franzosen! —

Als am Nachmittage des 3. Juli sich die Spannung von den Gemütern löste, eine Spannung, während deren Roons einziger Gedanke ein inniges Gebet zum Himmel war, als dann die Reserve-Kavallerie unter Führung des Königs zur Verfolgung vorbrach, rief Roon in seiner Herzensfreude: „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!" Er sah in diesen bangen Stunden das Ende seines Reformkampfes; das Ziel war erreicht; reich-

licher und schöner, als er selbst gehofft, war ihm der Lohn für seine Mühen geworden!

Der Tag von Königgrätz bildet aber auch gewissermaßen den Grenzstein seiner politischen Bedeutung. Es kam, wie er selbst es in seiner Bescheidenheit voraus empfunden hatte. „Das ist meine politische Aufgabe, daß die Armee wacker zusammengefügt bleibt. Das Übrige mag der Dreihärige besorgen," hatte er kurz vor dem Kriege an Blanckenburg geschrieben. Diese Aufgabe sah er im wesentlichen als erfüllt an. Denn daß sich nach diesen glorreichen Erfolgen noch ein Widerspruch gegen die bewährte Organisation erheben werde, war nicht anzunehmen. Roon tritt deshalb nach dem Kriege mehr in den Hintergrund des Interesses. Die neue Politik Bismarcks konnte er im Herzen nicht mitmachen; so wich auch sein Einfluß beim Könige immer mehr dem des jüngeren Freundes. Im Volke verlor Roon, trotz anfänglicher Popularität, nach und nach an Beachtung. Zwar in der Armee, da ist noch heute unzertrennlich von dem Bilde unseres herrlichen Kaisers das Gedächtnis an seinen eisernen Kriegsminister; aber in der Menge verdunkelten die hellen Gestirne Bismarck und Moltke bald den einfacheren Roon. Sie urteilt eben nicht nach der Arbeit, Mühe und dem Charakter des Betreffenden, sondern einzig nach den handgreiflichen Erfolgen, und diese fallen allerdings bei den beiden ersten mehr ins Auge.

Nicht so beim Könige. „Als die Friedens-Präliminarien unterzeichnet waren," schreibt Roon — er war General der Infanterie seit dem 8. Juni — aus Nikolsburg an seine Gemahlin, „sprang der Herr auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit vielen beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke, indem er diesem und mir den Schwarzen Adler-Orden, Bismarck das Großkreuz des Hohenzollern verlieh. Alle Welt gratuliert und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — Dir sei es gestanden, aber nur Dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem siebentägigen Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen, höchstens hat er bewiesen, daß ich vorher kein fauler Knecht gewesen. Übrigens ist dieses ganze, auf die menschliche Eitelkeit berechnete Ordenswesen ein

großes, wiewohl — so wie die Welt ist — unvermeidliches Übel. Was in diesem Kriege geleistet ist, das ist geschehen durch Gottes gnädige, unmittelbare Fügung. Da hat niemand Dank verdient, als der Herr des Himmels, der alles gethan hat. Das ist auch des Königs innerlichstes Empfinden, dem er heute wieder Worte zu geben sich bemühte, aber sein überwallendes Herz nötigt ihn zu Dankesbezeugungen; er kann nicht anders."

Am 3. Juli waren die Neuwahlen für das am 9. Mai aufgelöste Abgeordnetenhaus erfolgt. Wenn auch keinen Regierungssieg, so hatten sie doch eine wesentliche Verschiebung in den Parteistärken gebracht. Die Fortschrittspartei verlor an 100 Sitze, und die Konservativen gingen dreifach gestärkt aus dem Kampfe hervor. Vor allem aber sah die Mehrzahl des Freisinns ein, wie sehr er sich in der Konfliktszeit ins Unrecht gesetzt hatte. Die Vorlage der Indemnität — Roon hatte sie sehr beim Könige befürwortet — für die ohne gesetzliche Grundlage geleisteten Staatsausgaben wurde mit überwiegender Majorität angenommen, ein nachträglicher Kriegskredit von 60 Millionen Thalern bewilligt und eine Dotationssumme von $1\frac{1}{2}$ Millionen dem Könige zur Verfügung gestellt.

Aber noch hier sollte sich die Unversöhnlichkeit, ja Gehässigkeit einzelner Mitglieder der Fortschrittspartei von neuem erweisen. Die Abgeordneten von Hoverbeck, Virchow und einige andere stellten den Antrag: Die Minister Graf Bismarck und von Roon aus der Zahl der zu Dotierenden zu streichen. Denn diese verdienten eine Nationalbelohnung nicht; die Bewilligung der Indemnität sei für sie genug. Der Antrag wurde jedoch nicht angenommen, die geforderte Summe vielmehr dem Monarchen zur Verfügung gestellt. Aus dieser erhielt Roon eine Dotation von 300000 Thalern; der König drückte dabei den Wunsch aus, er möge diese Summe durch fideikommissarische Anordnungen zu einem Grund- oder Kapital-Besitze bestimmen. Roon hat hierfür Ende August 1868 die Besitzung Gütergotz zwischen Potsdam und Großbeeren gekauft, die ihm bei ihrer Nähe von Berlin — sie war in einer Stunde zu erreichen — den Sommeraufenthalt daselbst ermöglichte, ohne eine einzige Bureaustunde zu versäumen. Der Erwerb der „kleinen Sandbüchse" (2700 Morgen) hatte 135000 Thaler gekostet. Im Juli 1869 bewohnte er zum erstenmal das alte Herrenhaus.

7. Unter Bismarcks reichsdeutscher Politik.

Das Abgeordnetenhaus hatte in seiner ersten Session das von Roon eingebrachte neue Pensionsgesetz genehmigt. Am 27. September vertagt, eröffnete es am 12. November seine Sitzungen wieder und trat nach Monatsfrist in die Beratung des Militäretats ein. Hier zeigte es sich, daß selbst jetzt noch die früheren Gegensätze nicht völlig verwischt waren. Freilich, die Widersacher dieser so glänzend bewährten Heerverfassung waren an Zahl sehr zurückgegangen; mußten sie doch nach solch außerordentlichen Erfolgen befürchten, sich durch fortgesetzten Widerspruch lächerlich und unmöglich zu machen; so wurde auch der Etat ohne Abstriche bewilligt. Aber das Haus betonte doch den rein provisorischen Charakter des Militäretats, allerdings unter der Begründung, daß erst ein neues Wehrgesetz aufgestellt werden müsse, man zudem dem Norddeutschen Reichstage nicht vorgreifen dürfe. Wie man sieht, lag Zündstoff genug aufgehäuft; es bedurfte nur des Funkens, um ihn zu entflammen. Roon that deshalb sehr wohl daran, sich während der Debatten möglichst zurückzuhalten; er konnte dies auch ruhigen Sinnes thun, wußte er doch, daß sich der Landtag zum letztenmale mit dem Militäretat zu befassen hatte. Denn künftighin gehörte dessen Bewilligung zur Kompetenz des Reichstages.

Die Wahlen zu diesem fanden am 12. Februar 1867, 3 Tage nach Schluß des Landtags, statt, und am 24. Februar wurde der „konstituierende" Reichstag nach Berlin berufen. Seine Zusammensetzung war günstig; die Regierung verfügte in den Konservativen und Nationalliberalen über eine feste Majorität.

Die Aufgabe des Reichstags war natürlich, die Verfassung zu beraten. Roon beteiligte sich nicht oft an den Debatten. Nur einige Male — es handelte sich um die Geldkontingentierung der Armee — wurde er zu längerer Rede veranlaßt. Die Regierung hatte nämlich beantragt, der Kriegsverwaltung pro Kopf und Jahr 225 Thaler als feste Einnahme zu

überweisen; die Stärke des Bundesheeres sollte 1 % der Bevölkerung von 1867 betragen und nach 10 Jahren einer Revision unterliegen. Beides, Heeresstärke und Geldkontingentierung wie zehnjährige Revision war aber der Mehrheit der Abgeordneten zu viel. Man fand die Präsenzziffer zu hoch bemessen, behauptete, die Bewilligung des Militäretats auf 10 Jahre hinaus beeinträchtige die Rechte des Hauses. Freilich hätte Norddeutschland nach dem neuen Gesetz 20000 Mann mehr unter den Waffen gehabt, als bisher. Dem aber konnte Roon entgegenhalten, daß die preußische Heerespräsenzziffer 1,2 % der Bevölkerung betragen hatte. Zudem, führte er aus, was würde aus Norddeutschland werden, wenn seine Wehrkraft geschmälert würde? Frankreich allein hätte 400000 Mann bereit. Auf der Armee beruhe die Großmachtstellung des Bundes. „Jeder einzelne Etat jedes Bataillons und jeder Eskadron," fuhr er dann fort, „ist Mann für Mann und Pferd für Pferd berechnet auf das zulässige Minimum nach dem Urteil der Sachverständigen. Soll das nun angefochten werden aus dem allgemeinen theoretischen Wunsche, wenn wir doch weniger Leute zu erhalten hätten? Ja, meine Herren, das wünsche ich auch, es ist nichts — ein solcher Wunsch! man muß auch in der Möglichkeit sich befinden, ihn zu realisieren. In dieser Lage, in der gegenwärtigen politischen Lage von Europa würde es leichtsinnig sein, wenn man in dieser Beziehung nachsichtig sein wollte gegen die sehr berechtigten Wünsche des bürgerlichen Lebens. Es ist mir wohl in früheren Jahren entgegen gehalten worden in den Diskussionen über diesen Punkt: wozu wir soviel halten; wir seien doch nicht imstande, auch nur einer Großmacht die Spitze zu bieten. — Meine Herren, es ist mir in öffentlicher Sitzung von namhafter Seite gesagt worden; ich habe nicht widersprochen, um nicht in die Reihe der Prahler zu geraten. Es ist gegenwärtig über diesen Punkt, glaube ich, kein Streit weiter zu führen und kein Wort mehr zu verlieren." Lebhaftes Bravo folgte seiner Rede; auch noch eine andere, überraschende Genugthuung wurde Roon zu teil. Heinrich von Sybel, der erbitterte Gegner des Kriegsministers in der Konfliktszeit, stellte seiner ehrenhaften Gesinnung ein schönes Zeugnis aus, indem er offen den Irrtum bekannte, den er mit dem Wider-

stande gegen die Heeresreform begangen hatte. Er halte, sagte er, die Sicherung der Existenz dieser so außerordentlich bewährten Armeeeinrichtung für notwendig zum Gedeihen und Segen des Vaterlandes. Er selber werde deshalb auch für die Regierungsvorlage stimmen; denn so lange Norddeutschland in der Welt für unbesiegbar gelte, sei der Friede Europas gesichert.

Fürwahr, solche Worte mußten dem so viele Jahre hindurch bestgehaßten Manne in Preußen eine Freude bereiten. Denn unendlich wohlthuender als das Lob des Freundes wirkt die zögernde Zustimmung eines bisherigen Gegners und das Bekenntnis: Ich habe Dir Unrecht gethan.

Trotz Roons Eintreten für die Vorlage wurde das Amendement von Forckenbecks angenommen, wonach das eiserne Militärbudget von 225 Thalern pro Kopf nur bis zum 31. Dezember 1871 bewilligt wurde; später sollte die Friedenspräsenzstärke im Wege der Bundesgesetzgebung festgestellt werden. Roon sprach noch einmal für den Gesetzentwurf. Er wies nach, daß die kurze Frist von 4 Jahren, welche bis zur Neuregelung der Militärverhältnisse verstreichen sollte, der sicheren Existenz der Heereseinrichtungen nicht förderlich sein könne, daß es vor allem der Armeeverwaltung mit dem niedrigen Satz von 225 Thalern nur dann zu wirtschaften möglich sei, wenn ihr derselbe auf eine längere Reihe von Jahren hinaus bewilligt werde. Seine Auslassungen konnten nun zwar an dem einmal gefaßten Beschluß nichts mehr ändern, aber es ist doch wohl wesentlich dem überzeugenden Einflusse seiner Rede zuzuschreiben, wenn ein neues Amendement Ujest-Bennigsen angenommen wurde. Dasselbe besagte: Nach dem 31. Dezember 1871 sind die Beträge unter Berechnung auf die interimistisch festgestellte Friedenspräsenzstärke bis zur Abänderung durch ein Bundesgesetz an die Bundeskasse fortzuzahlen. Durch das Etatsgesetz wird die Verausgabung dieser Summe für das gesamte Bundesheer festgesetzt, indem hierbei die in der Verfassung gesetzlich feststehende Organisation des Heeres zu Grunde gelegt wird! Da nun das Haus bereits vorher das Wehrgesetz mit überwiegender Mehrheit angenommen hatte, wonach 3jährige aktive, 4jährige Reserve- und 5jährige Landwehr-Pflicht Gesetz wurden, die Regierungen sich aber mit den oben

erwähnten Amendements einverstanden erklärten, wurde am 17. April von den verbündeten Regierungen die Verfassung angenommen, wie sie aus den Beratungen des Reichstags hervorgegangen war.

Noch einmal, in der Herbstsession 1867, hatte Roon das Kriegsdienstgesetz zu verfechten; er that dies in seiner Eigenschaft als Abgeordneter des Wahlkreises Teltow, da er erst im Jahre 1869 als Bundesratsbevollmächtigter im Reichstage wieder auftrat. Es war nämlich — in Ergänzung und Ausführung des Abschnitts XI der Verfassung — dem Hause ein Entwurf betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienste vorgelegt worden, von dem Roon natürlich der Urheber war. Wohl war bei der übergroßen Majorität der Abgeordneten eine Meinungsverschiedenheit betreffs der Dienstdauer nicht mehr vorhanden. Aber der Satz in dem Entwurfe: „Während des Restes der 7jährigen Dienstzeit sind die Mannschaften zur Reserve beurlaubt, insofern nicht die jährlichen Übungen, notwendige Verstärkungen oder Mobilmachungen des Heeres beziehungsweise Ausrüstungen der Flotte die Einberufung zum Dienst erfordern“ erregte Bedenken und das alte Mißtrauen bei einem Teile des Hauses. Vielleicht, daß die Regierungen jenes Recht der Einberufung der Reserven zu „notwendigen Verstärkungen“ mißbrauchen könnten, um ihre Macht zu erhöhen? Gegen dieses Mißtrauen wandte sich Roon mit seiner ganzen Persönlichkeit. Er führte aus, wie notwendig jener der Heeresverwaltung gelassene Spielraum für das Wohl und Wehe der Armee und des Bundes sei; man müsse doch nicht wähnen, daß Bundesrat und Regierungen auf weiter nichts sännen, als die Rechte des Reichstages zu beeinträchtigen. „Meine Herren,“ rief er, „es ist nicht unbedeutend, daß ein preußischer Minister als Reichstagsabgeordneter vor Ihnen steht und unter Ihnen sitzt, sondern es bezeichnet das ganz einfach den Dualismus der Pflichten, den die Mitglieder der Regierung zur Richtschnur genommen haben! Sie wollen ebensowohl die Rechte der Regierung als die der Regierten wahrnehmen. . . . Dieser Paragraph ist der Kernpunkt des ganzen Gesetzes genannt worden. Es ist ganz richtig herausgefühlt worden, daß das Mißtrauen, welches in der Bekämpfung dieses Para-

graphen und namentlich dieses Ausdruckes liegt, offenbar die Aussicht auf eine Spaltung eröffnet, die als unerwünscht in jeder Beziehung zu betrachten ist. Ich spreche als Abgeordneter, es steht mir als solcher nicht zu, die Warnung auszusprechen, daß Sie ein Gesetz, was notwendig und nützlich ist, was im Interesse der Volksrechte gegeben wird, nicht verstümmeln möchten, weil sonst möglicherweise der Bundesrat in die Lage kommen könnte, den gegenwärtig gesetzlich gegebenen Zustand mit allen den Nachteilen, die vielleicht lebhafter dort, als hier empfunden werden, fortbestehen zu lassen." Der Eindruck dieser Worte war bedeutend; der ganze Artikel wurde angenommen.

So war das große Reformwerk zum Abschluß gelangt. Die preußischen Heereseinrichtungen waren von den Bundesstaaten übernommen worden, und achtunggebietender denn je stand die gesetzliche Armee ganz Norddeutschlands vor den Augen Europas.

Es sei verstattet, hier am Ende der Riesen-Arbeit, einen kurzen Rückblick auf Roons Thätigkeit zu werfen. Bei seinem Amtsantritt ein Bild der Schwäche und Haltlosigkeit, war Preußen jetzt, dank der Reorganisation, in sich selbst erstarkt, zur Vormacht des Deutschtums, zum Schirmer des Friedens geworden. Die Überlegenheit der preußischen Armee hatte des „großen Zauberers" Bismarck kühne Politik möglich gemacht und ihr Erfolg verschafft; ihrer Tüchtigkeit, nicht den Träumen von Einigkeit und Freiheit war es zu danken, daß sich jetzt schon in Süddeutschland die Gemüter regten, drängend zur Einheit, zum Anschluß an den Nordbund; sie, die die gepanzerte Faust Preußens gefühlt, hatten erfahren, daß nur unter ihrer kräftigen Leitung das Werk der Einheit gelingen konnte. So suchten sie nicht nur Anlehnung an den bisherigen Gegner, sondern erblickten in ihm vor allem den militärischen Lehrer, dessen Lehren sie sich bestrebten im eigenen Hause anzuwenden.

Das war der greifbare Erfolg der langjährigen Arbeit Roons. Aber es hatte ihm ein anderer, nicht minder wesentlicher voran gehen müssen. Unter Friedrich Wilhelm IV. hatte das monarchische Ansehen in Preußen sehr gelitten. Roon ist der Mann, um welchen das Häuflein der

Getreuen sich scharte, um, ständig anwachsend, den königstreuen Sinn im Lande wieder zu beleben. Denn des Königs Persönlichkeit wurde im Beginn seiner Regierung unterschätzt, er selber trat auch in seiner Bescheidenheit zu wenig hervor. Aber jene altdeutsche Gefolgstreue des Dieners, welche in dem preußischen Heere ihre Verkörperung gefunden hatte, jene „lutherische Geradheit“ des Wortes und jene Festigkeit des Charakters, mit welchem sich Roon für seinen allergnädigsten Herrn in die Schanze schlug, sind es gewesen, welche im Volke das Gefühl der Anhänglichkeit an die Person des Herrschers erstarken machten. So geht der Einfluß Roons weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus, indem er ein Beispiel ward felsenfester Treue, dieses eigensten Charakterzuges aller deutschen Stämme. Auf den Schlachtfeldern von 1870 hat diese Treue zu den angestammten Herrscherhäusern ihre blutigen Früchte getragen, und sie wird es sein, an welchem sich alles Falsche und Schlechte brechen muß und wird.

König Wilhelm fühlte lebhaft, welchen Dank er seinem treuen Diener schuldete. Am 21. Oktober schrieb er ihm eigenhändig aus Baden-Baden: „Soeben empfange ich Ihr Schreiben von gestern, mit dem Abdruck des nunmehr festgestellten Wehrgesetzes, und fügen Sie den Glückwunsch hinzu, daß endlich nach achtjährigen schweren Kämpfen dies Werk vollendet ist. Wenn ich Ihnen dafür meinen Dank ausspreche, so weiß ich aber auch, wem ich diesen Sieg verdanke, und das sind Sie!

Wenn ich den Weg nachgehe, den dieses Werk gegangen ist, seit unserer ersten Unterredung auf Babelsberg, bis es nun vollendet ist, so siehet man recht klar, wie das Schicksal die Menschen zusammenfügt, um etwas Großes zu schaffen!

Empfangen Sie also nun nochmals meinen herzlichen und tiefgefühlten Dank für alles, was Sie in den acht Jahren mit Hintansetzung Ihrer Gesundheit geleistet haben, um das so nötige Ziel zu erreichen. Den größten Lohn haben Sie auf den Schlachtfeldern von 1864 und 66 geerntet, wo die gesetzlich-unfertige Armee solche Erfolge erfocht! Es ist gewiß ein Ereignis ohnegleichen, daß eine aus

Parteihaß verunglimpfte Armee seine Parteigegner so aus dem Felde schlagen mußte!!

Mit treuester Dankbarkeit Ihr ergebener König Wilhelm."

Es war ein Glück, daß der ewige Streit endlich ein Ende genommen hatte. Die schweren Kämpfe der Konfliktszeit, die aufregenden Wochen vor dem Kriege, die Strapazen des Feldzuges hatten Roons Kräfte erschöpft. Die verhältnismäßige Ruhe nach dem Friedensschlusse, der dankbare Jubel seiner ehemaligen Gegner, die mannigfachen Ehrenbezeugungen, mit welchen ihn König Wilhelm beim Einzuge in Berlin — die drei Paladine ritten vor dem Monarchen — und nach dem Friedensschlusse überhäufte, vermochten nicht auf die mitgenommenen Nerven des Kriegsministers einen beruhigenden Einfluß auszuüben. Roon selber schien sich für überflüssig in der Regierungsmaschine zu halten; er stehe auf dem Standpunkt ganz unheldenmäßiger Hinfälligkeit, schrieb er an Perthes; er sprach von Rücktritt; ihm falle ja eine Leichenrolle zu, da er doch nicht mehr produzieren könne. Da war's wieder der treue Perthes, welcher ihm Trost und freundschaftliche Aufmunterung spendete: „Sie dürfen künftig nicht wirken durch das, was Sie können und thun, sondern durch das, was Sie sind. . . . Der König und die Kollegen halten Sie für unentbehrlich, selbst der süße Pöbel meint: Der Mann muß bleiben." Auch andere, wie es scheint hauptsächlich Bismarck, haben in gleichem Sinne auf Roon eingewirkt. So gab er denn nach: „Was Sie und andere mir," schreibt er am 25. April 1867 an Perthes, „mit mehr oder weniger Überzeugung und Nachdruck über die, trotz der Abnahme meiner Kräfte unbedingte Notwendigkeit meines ferneren Verbleibens auf der Bühne vorgepredigt haben, hat mindestens den Effekt gehabt, mir über den Reichstag hinwegzuhelfen, um dort von den bisher heftigsten Gegnern der Reorganisation ihre Zweckmäßigkeit oder doch ihre Unvermeidlichkeit anerkennen zu hören und ihre wichtigsten Bestimmungen in dem Verfassungsentwurf aufgenommen zu sehen. Damit, denke ich, war meine Mission erfüllt, und es war, aller Prediger ungeachtet, erlaubt, auf den Heroismus zu verzichten, der darin liegen soll, — wie mir neulich Freund Treskow (er war als vortragender General-

adjutant Manteuffels Nachfolger geworden) sagte — daß man etwas scheinen können müßte, was man nicht mehr sein könne.

Da fällt diese alberne luxemburgische Bombe vom Himmel herunter und damit für mich die Nötigung, meinen letzten Hautfetzen zu einer Cziska's Trommel (bezieht sich auf einen Scherz Bismarcks ihm gegenüber) herzugeben, und selbst sterbend auf den Schreibstuhl, wie einst Cid auf dem Babieça, mich anbinden zu lassen. „Gott will es!“ So sei es denn; ich will darüber nicht murren, aber es ist ein sehr niederbeugendes Gefühl, wenn man an der Mattigkeit des eigenen Flügelschlages die Unmöglichkeit jedes Aufschwunges mit Deutlichkeit ermißt, und die Frage nicht mehr bejahen kann, ob man Unrecht thue, jüngeren Kräften Platz zu machen!“

In der Luxemburger Frage trat Roon der Ansicht Bismarcks bei. Auch er meinte, wie Moltke, daß der Entscheidungskampf zwischen dem sich spreizenden, cholerisch eifersüchtigen Hahn und dem Adler nur eine Frage der *Zeit* sei, und daß, da der Gegner noch unfertiger als man *selber*, ein baldiger Krieg bessere Chancen biete, als ein *späterer*. Aber er mochte doch seinem Herrgott nicht vorgreifen, der vielleicht ein milderes Gericht für Preußen als für den unruhigen Nachbarn beabsichtige! Zudem brauche man die Franzosen nicht zu fürchten, wenn man auch mit gekreuzten Armen unthätig zuzuschauen scheine; „denn,“ schrieb er, „unser Organismus bedarf lärmender, weit ausholender Bewegungen nicht. Wenn es sein muß, werden wir daher eines Tages ganz plötzlich aufspringen und gerüstet dastehen, während wir jetzt nur aus dem Tintenfaß arbeiten.“

Die Dauer der Mobilmachung abgekürzt zu haben ist ein wesentliches Verdienst Roons. Bereits lange vor dem Feldzuge 1866 war die Umarbeitung des Mobilmachungsplanes in die Hand genommen worden. Nach dem neuen wurde der Schwerpunkt der Mobilmachung in die Generalkommandos verlegt, und so sicher war der Gang sämtlicher Arbeiten geregelt, daß z. B. in der Mobilmachungszeit 1870 auch nicht eine Anfrage an das Kriegsministerium gerichtet worden ist. Diese Erhöhung der Kriegsbereitschaft war bereits vor dem Kriege 1866 geschehen. Jetzt, nach dem Feldzuge, ging man an den weiteren Ausbau der Heereseinrichtungen.

Der Feldzug hatte doch mannigfache Schäden aufgedeckt. Train-, Verpflegungs-, Etappen- und Sanitäts-Wesen bedurften dringend der Verbesserung, und auch bei der Artillerie, welche in Organisation wie in Fechtweise den Anforderungen keineswegs entsprochen hatte, waren Änderungen notwendig geworden. Allerdings kann die Umwandlung dieser Waffe nicht in erster Linie auf Roons Rechnung gesetzt werden; eine Reihe hervorragender Männer, vor allen Hindersin, war an ihr thätig gewesen; aber Roon war doch die Spitze der obersten Instanz, durch welche alle Vorschläge zu gehen hatten, bevor sie zur That wurden, und so fällt ihm auch auf diesem Gebiete ein wesentlicher Anteil an den Vervollkommnungen zu. Die gesamte Feldartillerie erhielt gezogene Geschütze; Festungsartillerieabteilungen wurden gebildet, eine Artillerie-Schieß-Schule errichtet. Für die neuen Landesteile mußten sodann je 16 Infanterie- und Kavallerie-Regimenter, 3 Feldartillerie-Regimenter und je 3 Jäger-, Pionier- und Train-Bataillone, sowie bei den alten Kavallerie-Regimentern fünfte Eskadrons errichtet werden. Die Bundesarmee bestand fortan aus 1 Garde- und 12 anderen Armee-Korps. Schließlich wurde das ganze Bundesgebiet in Landwehrbezirke eingeteilt. Die Kontrolle der Mannschaften der Reserve und der Landwehr ging fortan leichter von statten und Mobilmachungen konnten rascher ausgeführt werden. Mit allen norddeutschen Bundesstaaten waren Militärkonventionen teils vor teils nach dem Kriege geschlossen worden; mit Baden wurde militärische Freizügigkeit vereinbart und im Jahre 1868 eine neue Militärersatzinstruktion für den norddeutschen Bund erlassen.

Diese erneute Arbeitslast brachte Roon nach Erledigung der Luxemburger Angelegenheit auch die alte Schwäche. Er mußte ernstlich daran denken, etwas für seine Gesundheit zu thun. Bereits im Herbst 1866 war er 9 Wochen in der Schweiz, hauptsächlich in Glion am Genfer See, gewesen, jetzt sah er sich genötigt, abermals zwei Monate den Geschäften fernzubleiben; er brachte sie größtenteils in der Schweiz, in Lugano, zu. Aber nur langsam schritt die Besserung vorwärts; als er im September zur Reichstagssession nach Berlin zurückkehrte, ergriff ihn sein altes Asthma von neuem mit Heftigkeit. Es ging so nicht weiter, das sah er ein. Nach

langen inneren Kämpfen entschloß er sich zu gehen. In dem Immediatgesuch betonte er, daß die Ärzte einstimmig einen längeren Aufenthalt im Süden als das einzige Mittel zu seiner Erhaltung ansähen. Da ihm aber Bescheidenheit und Pflichtgefühl verböten, nochmals einen mehrmonatigen Urlaub zu beantragen, so sei er zu dem schweren Entschluß gelangt, Se. Majestät um Allergnädigste Enthebung von seinen Ämtern und um Bewilligung der verdienten Pension zu bitten.

Roon sandte den Entwurf des Schreibens zuerst an Bismarck, da derselbe zu der Frage Stellung zu nehmen hatte. Dieser erwiderte hierauf unter dem 30. Oktober 1867: „Es wird mir sehr schwer, auf Ihren Brief zu antworten, weil ich ein herzloser Egoist in diesem Sprudel geworden bin und eine dicke Steinkruste politischer Erwägung angesetzt habe, die meine von Jugendheimweh getragene Freundschaft für Sie erst mit einem pommerschen Fußtritt sprengen muß, damit ich Ihnen ganz ehrlich beistimmen kann mit dem Votum auf sechs Monat Urlaub. Ich fürchte nicht, daß das Kriegsministerium in der Zeit Schaden leidet; dazu haben Sie zu gute Schule herangezogen; aber im Kollegium der Gespielen bleibe ich „unter Larven die einzige fühlende Brust“, und dem Könige gegenüber ist der Beistand Ihrer politischen Autorität garnicht zu ersetzen, da niemand soviel Salz mit dem Herrn gegessen hat, als Sie.“ Auch Perthes hatte Roon dringend gebeten, zu bleiben und sich durch einen langen Winteraufenthalt im Süden zu kräftigen. Vergebens. Am 17. November ging das Gesuch an den Monarchen ab; der König jedoch, eingedenk der Dienste seines treuen Waffenmeisters, wies das Abschiedsgesuch zurück und bewilligte ihm vorerst einen dreimonatigen Urlaub, der später verlängert wurde. — Zu seinen Vertretern in den Ministerien wurden General von Podbielski und Admiral Jachmann ernannt. — Am 30. November verließ Roon Berlin, um über Bonn, Basel, Lyon nach dem französischen Süden zu gehen.

In Bonn konnte er nicht mehr, wie gehofft, dem treuen Perthes die Hand drücken. Der Professor litt seit langer Zeit, wie Roon wußte, an unheilbarer Herzbeutelwassersucht; in der Nacht vom 25. zum 26. November trat sanft das Ende ein. Für Roon war es ein harter Schlag. Der

Dahingegangene war der letzte von den trauten Freunden gewesen, die ihm während seines langen Aufenthaltes am Rhein nahe getreten waren. Sonderbar, trotzdem sie erst in reiferem Mannesalter Freundschaft mit einander schlossen, Perthes ist Roon der teuerste von allen Freunden gewesen. Nun war er fast vereinsamt. Nur Blanckenburg und zum Teil Bismarck haben fortan in näherer Beziehung zu seinem Herzen gestanden.

Von Bonn aus ging's weiter bei Schnee und Eis nach Basel, Lyon, Marseille. Roon reiste mit Frau und der ältesten Tochter Elisabeth. Diese hatte sich kürzlich mit dem Landrat Heinrich von Brauchitsch verlobt, und zwar zu eben der Zeit, in welcher Roons dritter Sohn Arnold seine Hochzeit mit Helene von Langenbeck, der Tochter des berühmten Chirurgen, gefeiert hatte. So begleitete der Bräutigam die Reisenden wenigstens zeitweise. Zu Anfang hatten sie sehr schlechtes Wetter, viel Schnee und große Kälte; von Marseille ab besserte es sich jedoch allmählich, sodaß sie in Toulon ihren alten Plan, nach Algier überzusiedeln, endgiltig aufgeben konnten. In Toulon blieben sie einige Tage, in Nizza und Bordighera je einige Wochen. Besonders in letzterem Orte erholte sich Roon zusehends; Magenbeschwerden und Schlaflosigkeit verschwanden, selbst das Halsübel plagte nicht mehr. Es war auch ein Ort, ganz nach dem Herzen des müden Kranken: „bequeme Wohnung, vortreffliches Bett, gute Naturalverpflegung, immer windstille, sonnige Ruhe, angenehme Spaziergänge und dabei keine Spur von äußerer Anregung und Unterhaltung, vielmehr die allerköstlichste Langeweile.“ Leider ging er zu früh von Bordighera weg; in Lugano war das Befinden wieder wesentlich schlechter, er fühlte recht deutlich, daß er niemals mehr die alte körperliche Spannkraft zurückerlangen könne. In dieser Stimmung schrieb er an Blanckenburg: „Mir ist sehr abendlich zu Sinne. Die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens und erhält in der Müdigkeit des alten kranken Leibes täglich, stündlich neue Anlässe und Verstärkung. So schlafen gehen wie Freund Perthes, — ja wer das erst fertig gebracht hätte! Das ist das Eine, das Erste, was Not thut. Aber neben diesem ungewissen Blick in den dunkeln Spiegel der Zukunft

ist die Rückschau in die Vergangenheit mit allen ihren Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen und Übereilungen gewiß nicht sehr erquicklich. Nicht daß ich mich in asketischer Qual darum abkümmerte, — dazu ist meine Natur nicht angelegt —, aber wie viel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war! Wäre ich körperlich rüstiger, ich würde mich versucht fühlen, die Dinge so aufzuzeichnen und darzustellen, wie ich sie einst sah und wie ich sie jetzt sehe. Freilich aber — wer schützte mich dabei vor neuen Mißverständnissen und Irrtümern? Wie viel würde dabei an neuen Selbsttäuschungen mit unterlaufen? Ja — „Alles Wissen ist Stückwerk!“ auch das vom eigenen Denken und Leben. —“

Übrigens konnte er sich doch nicht gänzlich der Teilnahme an den Vorgängen im Vaterlande entziehen. Im Kriegsministerium wurde gerade die Reform des Sanitätswesens ins Werk gesetzt. Roon erhielt ausführlichen Bericht von den Ereignissen; er war in wichtigen Dingen nicht *immer* der Ansicht Podbielskis und hatte die seine dann *geltend* zu machen. Hartrott, sein getreuer Kabinettschef, der auch persönlich zu ihm in näherer Beziehung und in regem brieflichen Verkehr stand, mußte vermitteln. — Dazu kamen vielfache politische Sorgen. Bismarck befand sich in scharfer Spannung zum Kriegsministerium; er klagte, daß in Podbielski nur wilder Ressortpatriotismus herrsche, von Staatsrücksichten keine Rede sei. Dazu das unselige Zerwürfnis mit den Konservativen! „Ottos (Bismarcks) Herrschsucht hat es herbeigeführt,“ schrieb Blanckenburg; „die Liberalen und Radikalen lachen sich ins Fäustchen; wärest Du doch hier mit Deinem vermittelnden Einfluß.“ Allerorten rief man nach Roon, er solle kommen löschen helfen. Nur daß er nicht in der Lage war, dies zu thun, weder brieflich noch mündlich! Denn als er Ende Mai sich völlig gesund fühlend in Berlin wieder eintraf, fand er Graf Bismarck in solchem politischem Fahrwasser, daß es seinen eigenen Anschauungen unmöglich war, ihm hierin zu folgen. Zwar auch Roon, früher auf rein konservativem Boden stehend, hatte seine Ansichten nicht unwesentlich geändert. „Die Partei muß endlich begreifen,“ hat er in dieser Zeit geäußert, „daß ihre heutigen Auffassungen und Aufgaben wesentlich andere sein müssen, als zur Zeit des

Konflikts; sie muß eine Partei des konservativen Fortschritts sein und die Rolle des Hemmschuhs aufgeben, so wesentlich und notwendig solche zur Zeit der Übermacht des demokratischen Fortschritts und der damit angedrohten demagogischen Überstürzung auch sein mochte und in der That gewesen ist.“ Aber er konnte es nicht gutheißen, daß sich Bismarck völlig auf die Liberalen stützte, die Konservativen gänzlich vernachlässigte. Er besaß jedoch nicht die Macht, Wandel hierin zu schaffen. Bismarck Opposition machen, das wollte er nicht, und der Kanzler selbst vermied mit dem Freunde jedes Gespräch über dieses politische Thema, um nicht ein Zerwürfnis herbeizuführen. So zog sich Roon immer mehr vom politischen Getriebe in seine Ressortthätigkeit zurück. Freilich vermochte er nicht stets seinem Vorsatze treu zu bleiben. Durch die mehrfache Abwesenheit Bismarcks war Roon verschiedentlich zur Teilnahme auch an nichtmilitärischen Angelegenheiten gezwungen worden; und, bestanden schon zwischen beiden Männern Meinungsverschiedenheiten, so gaben sie jetzt bei dem reizbaren, infolge seiner Krankheit doppelt erregten Naturell des Jüngeren Anlaß zu mehrfachen Differenzen. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß sich jeder von beiden Männern bemühte, dem andern gerecht zu werden, dessen Empfindungen zu schonen, der eigenen Empfindlichkeit und gelegentlichen Zornesanwandlungen einen Zaum anzulegen, wenn auch dieses Bestreben auf seiten Roons in der Regel von besserem Erfolge gekrönt war, als auf der Bismarcks. Jedenfalls hat ihre Freundschaft solche momentanen Reibungen stets überdauert, und Roon hat nie aufgehört, Bismarck als Mensch wie als Staatsmann gleich hoch zu achten.

Auch mit dem Staatsministerium gab es in Abwesenheit des Ministerpräsidenten ernste Kämpfe. Es war der Antrag gestellt, daß künftig die Marinebeamten zur Kommunalbesteuerung herangezogen werden sollten; Geheimrath Ribbeck hatte dabei erläutert, die Marinebeamten seien ja nicht mehr preußische, sondern Bundes-Beamte, und das Staatsministerium hatte dieser Ansicht zugestimmt. Dem war Roon in scharfer Weise entgegengetreten. Er halte es, sagte er, mit den Pflichten eines Ministers des Königs für unvereinbar, eine zweifelhafte Gesetzesstelle anders als zu Gunsten des Herrn auszulegen,

und er sei entschlossen, wenn die Majorität des Ministeriums bei ihrer Ansicht beharre, eventuell bei Sr. Majestät um seinen Abschied einzukommen. Es sind rein partikularistische Gründe, welche dieser seiner Ansicht zu Grunde liegen. Freilich darf man dieses Wort bei Roon nicht in der Weise auffassen, in der man es heutzutage zu nehmen gewohnt ist; nein, solche Denkart lag ihm völlig fern. Auch er ersehnte ein einiges Deutschland, auch er hat dafür gestritten. Aber während es Bismarck nur darauf ankam, daß der König die Herrschaft in Deutschland, nicht aber wie er sie ausübe, betonte Roon gerade dieses „wie". Er sagte: „Der König übt seine Rechte über die Bundesmarine nicht als Präsident dieses Bundes, sondern als Schöpfer dieser Marine kraft seiner Souverainetätsrechte aus. Ist aber auch diese Frage zweifelhaft, so ist es trotzdem unbillig, dem Könige einen Teil dieser Rechte quasi zu entziehen, denn ebenfalls verdankt der Bund sein Bestehen nur dem Willen des preußischen Monarchen.

Bismarck trat diesem Standpunkte nicht bei. Er ersah in der Art, wie Roon die Sache beurteilte, ein Hindernis für die Lösung der deutschen Einigungsfrage. — Die spätere Reichsverfassung und die heutige Meinung haben der Ansicht Roons Unrecht gegeben. Wir aber dürfen bei ihrer Beurteilung nicht außer acht lassen, daß das Motiv zu seiner Handlungsweise gerade in seiner königstreuen Gesinnung zu suchen ist, daß überhaupt damals die Ansichten über die Wege, welche zur Neugestaltung Deutschlands einzuschlagen wären, sehr weit auseinandergingen, ja daß zu jener Zeit Bismarck vielleicht der einzige Mann gewesen ist, welcher sich ein klares Bild vom künftigen Deutschland machte.

Der König aber, welchem die Frage zur Entscheidung vorgelegt wurde, trat der Ansicht seines Kriegsministers bei, und damit war dieser Streitpunkt aus der Welt geschafft. —

Roon wurde im Beginn des Jahres 1869 zum Mitgliede des Bundesrats ernannt; er mußte deshalb sein Reichstagsmandat niederlegen. Am 1. Mai wurde ihm der Vorsitz im Bundesrat für den deutschen Zollverein übertragen.

Die Reichstags- und Landtags-Sessionen der Jahre 1868/9 und 70 boten für Roon nichts Bemerkenswertes. Nur einmal, in der Landtagssession 1869 wurde er zu längeren

Reden veranlaßt. Es handelte sich um den sogenannten Celler Denkmalsstreit. In der kleinen Stadt hatten Private ein Denkmal zur Erinnerung an die bei Langensalza gefallenen Hannoveraner auf einem dem Militärfiskus gehörigen Platze errichtet, ohne die Erlaubnis hierzu einzuholen. Es war nun Grund vorhanden, in diesem Akte eine politische Demonstration zu sehen; so gab der stellvertretende kommandierende General in Hannover, v. Schwartzkoppen, den Befehl, das Denkmal abzutragen. Da erhoben die Denkmalserbauer bei dem Amtsgericht Celle Verwahrung gegen das Vorgehen des Generals und machten dem Militärfiskus das Eigentumsrecht des betreffenden Grundstücks streitig; die Gerichtsbehörde, momentan in Unklarheit, verfügte deshalb an das General- wie an das Garnison-Kommando zu Celle, die Angelegenheit bis auf richterlichen Entscheid ruhen zu lassen, indem es die Zuwiderhandlung mit 100 Thalern Strafe bedrohte. Das Telegramm kam aber so spät in Hannover an, daß die Zurücknahme jenes Befehls nicht mehr angängig war.

Als man im Landtage von diesen Vorgängen hörte, brach ein wahrer Sturm der Entrüstung los, sowohl gegen General Schwartzkoppen wie gegen Oberstleutnant Rex, den Kommandeur in Celle; dieser hätte dem richterlichen Befehl, nicht dem des Generalkommandos nachkommen müssen, meinten die Vertreter des Freisinns. Es war offenbar, daß die Anerkennung dieses Grundsatzes die militärische Disziplin in Frage gestellt hätte; energisch trat ihm deshalb Roon entgegen. In überaus geschickter Weise verteidigte er das militärische Prinzip, daß ein richterlicher Befehl niemals einen Soldaten vom militärischen Gehorsam entbinde; allerdings, sagte er, werde Oberstleutnant Rex eventuell die Gerichtsstrafe tragen müssen. Er trat ferner warm für die Handlungsweise der betreffenden Offiziere ein, und wenn er auch selber nicht mit dem Verhalten des kommandierenden Generals einverstanden war, so mußte er sich doch mit Entschiedenheit dagegen verwahren, daß sich das Haus zum Richter über das Verfahren militärischer Befehlshaber konstituierte.

Damit war diese Angelegenheit abgethan; wenigstens kam sie im Landtage nicht mehr zur Sprache.

Währenddessen war an dem weiteren Ausbau der Armee-

einrichtungen fortgearbeitet worden; im Frühling 1870 konnte die Durchführung der verbesserten, einheitlichen Organisation des Norddeutschen Bundesheeres als beendet angesehen werden. Sie sollte binnen kurzem eine ernste Probe ihrer Tüchtigkeit ablegen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel trafen Deutschland die Nachrichten von den kriegerischen Vorkehrungen im westlichen Nachbarstaate. Roon hatte ursprünglich an die Möglichkeit eines Krieges nicht geglaubt; er mußte sich jedoch bald eines Besseren überzeugen. Als König Wilhelm am 15. Juli aus Ems zurückkehrte, fuhren ihm der Kronprinz, Bismarck, Moltke und Roon bis Brandenburg entgegen. Unter dem historischen Kronleuchter im Potsdamer Bahnhof erfolgte dann jene denkwürdige Besprechung, deren Resultat der Entschluß zur Mobilmachung war; kurz nach Mitternacht erging der telegraphische Befehl hierzu an die Armee. — Ohne Reibungen, planmäßig und ruhig ging die Mobilmachungsmaschine ihren sicheren Gang; im ersten Drittel des August betrug die Gesamtzahl der norddeutschen Streitkräfte nahezu 1 Million Menschen mit mehr denn 200 000 Pferden! Eine großartige Leistung!

Roon sah dem Feldzuge mit ruhiger Gelassenheit und gottvertrauender Sicherheit entgegen. War er sich doch bewußt, seine Pflicht und Schuldigkeit im vollsten Maße gethan zu haben, war er doch der festen Überzeugung, daß das eigene Heer dem gegnerischen bedeutend überlegen sei. „Eine schönere und versprechendere Armee sah Deutschland nie,“ schrieb er kurz vor dem Ausmarsch an Blanckenburg.

Am 31. Juli ging der König zur Armee ab; in seinem Hauptquartier befand sich auch der Kriegsminister, welchem sein dritter Sohn Arnold als Adjutant beigegeben worden war. Freilich war Roon nicht mehr ganz felddienstfähig; aber da sein greiser Monarch zu Felde zog, hielt er es für seine Pflicht, ihm zu folgen, zumal der König selber den Rat seines Kriegsministers nicht missen wollte. Die Spannung der Mobilmachung hatte in Roon das Gefühl der eigenen Krankheit betäubt, und auch während der ganzen ersten Hälfte des Feldzuges befand er sich körperlich so wohl wie selten; die Fürsorge seiner Untergebenen mochte wohl nicht wenig dazu beigetragen haben. Erst in Ferrières oder Versailles zog er sich durch eine neue Erkältung seinen alten Katarrh wieder zu.

Die Eindrücke und Gefühle, welche Roon während des Feldzuges empfand, können hier des Mangels an Raum wegen nicht wiedergegeben werden. Sie erhielten ihren Ausdruck stets in einem erhöhten Dank für Gottes gnädige Fürsorge.

Er selbst sollte aber von persönlichen schmerzlichen Verlusten nicht bewahrt bleiben. Von seinen vier im Felde stehenden Söhnen war der jüngste, Wilhelm, „Helm" wie er ihn nannte, bereits bei Saarbrücken leicht verletzt worden; in der Schlacht bei Sedan wurde Hauptmann Bernhard von Roon, Chef der 5. schweren Gardebatterie, tödlich verwundet. Seine erste Frage an den herbeigeeilten ältesten Bruder Waldemar war: Haben wir gesiegt? Noch auf dem Schlachtfelde empfing er das heilige Abendmahl. Am Abend des 2. September kam der Vater; er nahm völlig Abschied von dem Sterbenden, der ruhig und gefaßt war. Am 3. abends 8 Uhr verschied er; seine letzten Worte waren: „Heiland, Heiland!" Waldemar und Onkel Bernhard Rogge, der Divisionspfarrer, betteten ihn im Schloßgarten von La Moncelle zur Ruhe. — Das Geschick hat es gewollt, daß seine Überreste hier nicht ihre bleibende Stätte finden sollten, denn nach dem Kriege ersuchte der Besitzer des Schlosses, Graf Viry, den Kriegsminister, den Preußensarg entfernen zu lassen. Dieser wurde deshalb im Herbst 1871 nach Deutschland überführt; jetzt ruht er in der Familiengruft zu Krobnitz.

Am 4. früh erhielt der Vater die Trauerbotschaft. Er ertrug sie mit männlicher Fassung. „Im Übrigen," schreibt er am 8. September an seine Frau, „laß uns der heutigen Losung gedenken: „Ich danke Dir, Herr mein Gott, von ganzem Herzen und ehre Deinen Namen ewiglich!" Ja zu danken, von Herzen zu danken statt zu klagen. Dazu bin ich, namentlich am heutigen Tage, ganz besonders berufen. Unser Sohn ist uns vorangegangen, was ist da weiter! Und sein Abgang aus der Zeitlichkeit war ehrenreich, seine Sterbestunde sanft und selig." Auch Frau von Roon ertrug die Nachricht als echte Soldatenfrau: „Nun braucht man sich doch nicht mehr vor anderen zu schämen, die so viel schwerere Verluste erlitten," meinte sie zu ihrem Manne. Wahrlich, Eltern, die sich mit solcher Ergebenheit in das Unvermeidliche schickten, verdienten in hohem Maße das ihnen herzlich zu teil gewordene Mitgefühl der Mitmenschen. Für sie

selbst aber mußte es in ihrem Schmerze ein erhebendes Gefühl sein, zu sehen, welche Früchte in ihrem Kinde die Saat gezeitigt hatte, die sie von Beginn an gepflanzt, nämlich: Gottvertrauen gepaart mit Mut und treuester Pflichterfüllung. —

Wegen des entstandenen Offiziermangels entließ Roon seinen Sohn Arnold am 26. August auf dessen Bitte zum Regiment; dafür kam bis Anfang November Waldemar zu ihm; er hatte sich bei einem Sturz mit dem Pferde den Fuß gequetscht, mußte ihn nun in Gips tragen. In Versailles vervollständigte Heinrich von Brauchitsch, der als Präfekt dorthin berufen war, den kleinen Familienkreis.

Vor Paris erkrankte Roon von neuem. Er zweifelte, ob er das Ende des Krieges erleben werde. Am 9. Januar, dem Tage, an welchem er sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, war er so schwach, daß er außer seinem Stabe nur den König, den Kronprinzen, Bismarck und Moltke empfangen konnte. Der Monarch ehrte ihn, indem er in Helm und Schärpe erschien; er schenkte ihm sein lebensgroßes Porträt. Von den Offizieren des Kriegsministeriums wurde ihm sein eigenes, später von Professor Graef gemaltes Bild verehrt. Von allen Seiten erhielt er Gratulationen, nicht nur von den fürstlichen Herrschaften und aus der Armee, sondern auch von zahlreichen Privatpersonen.

Später besserte sich seine Gesundheit wieder etwas; bei der Kaiserproklamation konnte er aber nicht zugegen sein. Mannigfache Gedanken zogen ihm durch den Sinn: „Wohl weilen meine Gedanken,“ schreibt er am selben 18. Januar, „auch bei dem merkwürdigen, sich eben vollziehenden historischen Akt, so wie bei dem, was ihm voranging und voraussichtlich nachfolgen wird, allein mein Standpunkt ist dabei fast ein rein historischer, ganz selbstloser. Indem ich mir die Entwickelung der Gegenwart aus der Vergangenheit konstruiere und Gottes Wege darin zu erkennen suche, kann ich mich doch der menschlichen Betrachtungsweise der Dinge nicht entschlagen. Und nach dieser scheint es wohl unzweifelhaft, daß aller Glanz der Gegenwart zurückzuführen ist auf einige kleine Gespräche zwischen dem jetzigen Könige und Kaiser und einem seiner Generale; auf eine im Kolberger Seebade niedergeschriebene Reihe von Vorschlägen und den sanften Zwang, durch welchen meinerseits, aller Ungunst der Verhältnisse zum Trotz, hart

und härter auf die Ausführung gefaßter Entschlüsse gedrungen werden konnte. Daß dies geschehen durfte und zwar mit Erfolg, daß jener Zwang und Drang nicht wie Anmaßung und Zudringlichkeit zurückgewiesen, vielmehr als sachlich vollberechtigt anerkannt und der Entschluß zum Handeln endlich gefunden wurde: darin eben ist der Finger Dessen, „der der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche —“, nimmer zu verkennen. Ebenso, daß der Entschluß selbst und das Festhalten daran, unter Gottes Wirken, den König wohl berechtigt, das Geschaffene gelegentlich als „sein eigenstes Werk“ zu bezeichnen. Denn ohne richtiges und vollständiges Erkennen der Notwendigkeit und ohne den männlich festgehaltenen Entschluß, dieser Notwendigkeit „contre vent et marée“ allgemeine Anerkennung zu verschaffen, wäre freilich das Neugeborene als Säugling heimgegangen, — und die alte Mittelmäßigkeit und misère für unsere vaterländischen Verhältnisse maßgebend geblieben. Wir hätten im Jahre 66 vielleicht ein zweites Olmütz erlebt und im Jahre 70 die Franzosen als Herren in dem alt zerrissenen und zerhaderten Deutschland gesehen!

Sei dem übrigens wie ihm wolle: ich wage es, mich meines Mitwirkens zu dem Gewordenen, ja selbst zu dem Entscheidenden zu erfreuen, was sich in dieser Stunde da drüben in den Prunkgemächern dieses Ludwigs vollzieht, dessen auf Deutschlands Erniedrigung gerichtete, längst allgemein verdammte Politik seines Landes Untergang, sowie Deutschlands Aufraffung und Einigung nach Gottes Willen mit langer Hand eingeleitet und vorbereitet hat.“

Roons Thätigkeit war eine ziemlich angestrengte. Alles, dessen die Truppe zur Erhaltung ihrer Schlagfähigkeit bedarf, also Bereitstellung und Ergänzung des Personals und Materials, der Verpflegung, des Munitionsersatzes, die Sorge um die Gefangenen, Verwundeten u. s. w. standen unter der Oberleitung des Kriegsministers. Seiner sorgsamen Thätigkeit ist es zu danken, daß hemmende Störungen in größerem Maßstabe nicht aufgetreten sind. Einige Zahlen mögen die Leistungen des Ministeriums erläutern. Außer den bereits bestehenden Linien-, Garde- und den dazu gehörigen Ersatz-Truppen wurden vom Norddeutschen Bunde inkl. Großherzogtum Hessen aufgestellt: 16 Reserve-Kavallerie-Regimenter, 39 Reserve-Batterien, 37

Reserve-Munitions-Kolonnen, 33 Festungs-Pionierkompagnien, 43 Landwehr-Regimentsstäbe, 166 Landwehrbataillone, 72 Garnisonbataillone. Der den mobilen Truppen des Bundes nachgeschickte Ersatz betrug bis Anfang März 1308 Offiziere, 161420 Unteroffiziere und Mannschaften, 17090 Pferde, 92 Feldgeschütze. Ende 1870 traten zu diesen Arbeiten die, welche die Verhandlungen mit den süddeutschen Kriegsministern behufs Regelung der Militär-Verhältnisse im neuen Reiche schufen; der Rückmarsch, die Okkupation, die Demobilmachung, die Besatzung von Elsaß-Lothringen und die Neugarnisonierung der Truppen erhöhte die Geschäftslast um ein Bedeutendes.

Es ging im Feldzuge naturgemäß nicht ohne teilweise recht ernste Reibungen ab. Während Moltke und die technischen Generale an der Ansicht festgehalten hatten, daß ein Bombardement auf Paris keinen großen Erfolg verspreche, war Roon bereits Ende September dieser Meinung entgegengetreten; er hatte es dann in immer schrofferer Weise gethan, und man kann nicht umhin, einzugestehen, daß sein Urteil bisweilen recht herb und nicht immer gerecht gewesen ist. Denn die der Ausführung des Bombardements entgegenstehenden Schwierigkeiten waren doch bedeutender, als er sie schätzte. Allerdings standen Ende Oktober 235 schwere Geschütze im Belagerungspark zu Villacoublay bereit, und die Belagerungsarbeiten waren teilweise in Angriff genommen; aber zum Transport der bei Nanteuil ausgeladenen Munition bedurfte man einer großen Anzahl Wagen, die man in den besetzten Landstrichen allein nicht aufzutreiben vermochte; man mußte auf das in Metz erbeutete Heergerät, Pferde aus der Heimat, auf die Gespanne der III. Armee, ja selbst auf die eines großen Teils von Kolonnen zurückgreifen. Das alles erforderte natürlich Zeit, und wenn auch thatsächlich das Bombardement verzögert worden ist, so kann doch von einer Verschleppung desselben um 6—8 Wochen, wie Roon meinte, nicht die Rede sein. Doch das ist eine Frage, die sich nicht in der Kürze entscheiden läßt. Aber andererseits ist es auch anzuzweifeln, ob mit dem Bombardement allein große Erfolge hätten erreicht werden können. Die Geschichte selbst hat Roon nur in beschränktem Maße recht gegeben. Zwar mußten die Franzosen die vorgeschobene Stellung des Mont Avron bereits nach ein-

tägiger Beschießung räumen, und auf der Nordfront war ein sechstägiger Feuerkampf bereits entscheidend. Immerhin hätte jedoch der Ingenieurangriff noch durchgeführt werden müssen, bevor man zum Angriff des Hauptwalls hätte schreiten können. Wenn nun auch die Übergabe von Paris durch ein solches Verfahren um etwas früher hätte herbeigeführt werden können, so ist es doch sehr die Frage, ob die Größe des Erfolges im Einklang mit der Höhe der Verluste gewesen wäre.

Es darf nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, das Für und Wider der Roonschen Ansicht ausführlich zu beleuchten. Es muß das einer späteren, eingehenderen Darstellung überlassen bleiben. Wichtiger ist es hier, nach den Gründen zu forschen, die Roon bewogen haben, in teilweise recht scharfen Gegensatz zu der Auffassung Moltkes zu treten.

Da fällt es auf, daß, wie auch in der Düppelfrage 1864, Roon in der Bombardementsangelegenheit derselben Ansicht war, wie Bismarck. Es liegt nun freilich nichts Bestimmtes darüber vor, vergleicht man aber die aus dieser Zeit stammenden Schriftstücke mit denen aus dem Februar, März, April des Jahres 1864, so kommt man zu dem wohl wichtigen Schlusse, daß es wesentlich politische Motive waren, welche seinen Anschauungen in beiden Fällen zu Grunde gelegen haben. In Berlin hatte der Reporter einer großen englischen Zeitung öffentlich ausgesprochen: Wir Engländer dulden das Bombardement nicht; es war die Ansicht der ganzen Welt, die Deutschen würden die Beschießung der ville-lumière nicht wagen. Nur um so sicherer wähnten sich die Franzosen, nur um so zäher harrten sie aus.

Roons scharfem Verstande waren solche Strömungen nicht entgangen; nach seiner Art konnte er gar nicht anders, als alle Mittel in Bewegung setzen, um sie aus der Welt zu schaffen. Er hatte nicht die feine, ruhig überlegende Feldherrn-Natur Moltkes, die sagt: So oder so, ein paar Tage früher oder später, Paris muß doch unser werden. Es spricht aus ihm der ganze, scharfe, altpreußische Soldat, der rücksichtslos gegen alle Nebendinge seinen Willen zur Ausführung zu bringen sucht. Man vergesse nicht, daß es gerade diese Schroffheit und Zähigkeit waren, in welchen die Wucht seiner Persönlichkeit lag; nur so vermochte er der Vorkämpfer des Königtums zu sein, nur

so der soldatischen Natur Bismarcks als bedeutendster Mitkämpfer zur Seite zu stehen.

Noch ein anderes fällt uns auf, wenn wir Roons Charakter in dieser Zeit näher betrachten. Roon war in seiner Art schroff, zum Zorne neigend; immer jedoch hatte er seinem aufbrausenden Naturell einen Zaum anzulegen gewußt. Hier nun, zum ersten und wohl auch zum letzten Male, versagt diese Selbstherrschaft. In äußerst bitteren und auch nicht immer gerechten Betrachtungen ergeht er sich mündlich und schriftlich über die Verschleppung des Bombardements; ja, einmal läßt er sich vom Zorne so weit hinreißen, daß er einem Offizier, der als sein Gast mit ihm zu Tische sitzt, in heftigen Ausdrücken die Schuld an der Verzögerung beimißt. Aber freilich, auch in diesem Falle bietet uns die Fülle des hierüber vorliegenden Briefmaterials genug, um seine Handlungsweise verstehen, wenn auch nicht immer rechtfertigen zu können. Mit einer Gesundheit, an welcher die Riesenfäuste der Geschichte gerüttelt hatten, war er ins Feld gezogen; die Wintercampagne hatte seine Nerven völlig mürbe gemacht. Dazu kam, daß er sich während des Krieges zurückgesetzt glaubte. Die Schlacht vom 18. August war gegen seinen Willen geschlagen worden, und als er in dem Vortrage vom 1. Dezember bei Sr. Majestät seine Ansicht über die Verschleppung des Bombardements vorbrachte, hatte ihn der König ziemlich unfreundlich zurückgewiesen. Wie anders war das früher! Bis zum Kriege 1866 war er wohl unbestritten der erste Ratgeber des Königs gewesen; auch nach dem Kriege war nächst Bismarcks sein Einfluß der größte. Jetzt galt, wie er glaubte, seine Stimme garnichts mehr. Man kann sich denken, daß dies alles auf Roon recht verstimmend einwirken mußte. „Du begreifst," schreibt er an die Gemahlin, „daß dies allmählich als ganz unerträglich empfunden wird, besonders wenn man selbst alt und reizbar ist und eine bessere Behandlung verdient zu haben glaubt, die durch äußere Gnadenzeichen — und werden sie auch dutzendweise verliehen — nicht ersetzt werden kann." Zieht man diese Seelenstimmung in Rechnung, so wird man jene Zornesausbrüche begreifen, wenn man sie vielleicht auch nicht ganz rechtfertigen kann.

Der Feldzug hatte ihm neue Ehren in Fülle gebracht.

Außer mehreren anderen hohen in- und ausländischen Orden erhielt er beide eiserne Kreuze und den Pour le mérite; der letztere hat ihn aufrichtig gefreut. Der König und andere hohe Personen bezeugten ihm vielfach in warmen Worten ihre Anerkennung und Dankbarkeit.

Mitte März kehrte Roon im Gefolge des Königs wieder nach Berlin zurück. Als ein allen sichtbares Zeichen kaiserlicher Huld und Dankbarkeit ritten wieder bei dem feierlichen Einzuge der Truppen in die Hauptstadt am 16. Juni die drei Paladine: Bismarck, Moltke, Roon vor dem fürstlichen Sieger; am selben Tage ward Roon in den Grafenstand, erblich im Mannesstamme seines Geschlechts, erhoben. Der später vom Monarchen bestimmte Wappenspruch lautet: Echt und recht in Rat und That. Einfache Worte, und doch so schön wie wenig andere! Sie geben den Dank wieder, den Kaiser Wilhelm in seinem edlen Herzen für den treuen Diener empfand, sie sind aber auch zugleich die kürzeste und beste Charakteristik Roons.

Aus der dem Monarchen zur Verfügung gestellten Dotationssumme erhielt Roon 300000 Thaler. Er erwarb hiermit, nachdem er im Juni 1873 Gütergotz verkauft hatte, im August das Rittergut Krobnitz im Görlitzer Kreise; wenige Wochen später kaufte er noch den reizend gelegenen kleinen Landsitz Neuhof bei Koburg.

Nach dem Kriege nahmen Roon sofort neue Arbeiten sehr in Anspruch; er konnte sich also die gehoffte Erholung nicht gestatten. Allerdings wurde er in etwas durch die Übertragung des Marineministeriums an General Stosch (31./12. 71) entlastet, trotzdem war seine Thätigkeit recht angestrengt.

Brennende Fragen der Neubewaffnung der Infanterie und Artillerie waren zu lösen, und über die künftige Organisation des Reichsheeres mußten weitere Verhandlungen gepflogen werden. Im Reichstage wurde noch 1870 ein neues Pensionsgesetz eingebracht. Die Paragraphen, welche die Pensionierung bei Invalidität und Dienstbeschädigung behandelten, wurden fast ohne Debatte angenommen; handelte es sich doch hier, abgesehen von den Kriegsinvaliden, in künftigen Fällen hauptsächlich um Unteroffiziere und Mannschaften. Anders verhielt es sich bei der Debatte über § 2 der Vorlage. Abgeordneter

Herz und Genossen hatten zu diesem Absatz amendiert: Offiziere und Militärärzte haben nur bei dauernden körperlichen Gebrechen oder geistiger Schwäche Anspruch auf Pension. Es liegt auf der Hand, wohin eine solche Bestimmung führen mußte. Im Heere war es Ansicht und Brauch: Wer im Avancement der Chargen vom Major aufwärts übergangen wird, muß gehen. Und man wird nicht umhinkönnen, die Berechtigung und Notwendigkeit solcher Anschauung zuzugestehen. Der militärische Gehorsam bedarf bei dem älteren Offizier als Grundbedingung nicht nur der Gewohnheit, sondern vor allem der festgewurzelten Überzeugung: Ob ich nun glaube, daß der Befehl richtig und zweckentsprechend ist oder nicht, unter allen Umständen ist es nötig, daß ich gehorche.

Diese Überzeugung bestand und besteht noch. Wie aber, wenn der bisherige Untergebene plötzlich zum Vorgesetzten ward? Kam das nicht einer Erschwerung des Gehorsams, ja einer Gefährdung desselben gleich? Hieß das nicht rütteln an dem persönlichen Ehrgefühl der Offiziere, das unbedingt notwendig ist für ihren Stand? Denn nur der kann als Soldat voll seine Stelle ausfüllen, der neben uneingeschränkter Aufopferung für die Sache Achtung bei Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen und vor allem vor sich selber besitzt. Solche Achtung wäre aber durch die Annahme des Amendements sehr in Frage gesetzt worden. Denn es wären Offiziere, die diesen Invaliditätsanforderungen nicht entsprochen hätten, gezwungen worden, in ihren Dienststellungen auch bei Übergehungen zu verharren, wenn sie nach dem Urteile ihrer Vorgesetzten zu einem höheren Amte nicht geeignet waren. Roon bekämpfte deshalb mit aller Macht den Antrag. Trotzdem wurde er in der zweiten Lesung angenommen, in der dritten aber abgelehnt. Die bezügliche Stelle des noch heute gültigen Gesetzes besagt, daß zur Pensionierung mindestens 10jährige Dienstzeit und Unfähigkeit zur Fortsetzung des aktiven Militärdienstes Vorbedingung ist.

Die wichtigeren Bestimmungen des Gesetzes sollen hier kurz folgen. Bisher war ein Anspruch auf Pension erst nach vollendetem 15. Dienstjahre eingetreten; fürder begann derselbe bereits nach 10 Jahren. Früher war die Pension nur in Perioden von 10 oder 5jähriger Dienstdauer gestiegen;

jetzt sollte sie nach dem Entwurf mit $^{15}/_{60}$ des Einkommens beginnen und jährlich sich um $^{1}/_{60}$ bis zum Höchstbetrage von $^{45}/_{60}$ steigern. Dem trat aber allseitig lebhafter Widerspruch entgegen. Die Offiziere würden den Zivilbeamten gegenüber bevorzugt, hieß es. Die Sechzigstel-Einteilung wurde gestrichen; die Pension sollte, mit $^{20}/_{80}$ anfangend, jährlich um $^{1}/_{80}$ zunehmen, mit 50 (wie früher) Dienstjahren den Maximalbetrag von $^{60}/_{80}$ des pensionsfähigen Einkommens erreichen. Nur selten wäre sonach ein Offizier in den Genuß der höchsten Pension seiner Charge gelangt. Im Jahre 1886 wurde jedoch an Stelle der Achtzigstel- die Sechzigstel-Einteilung gesetzt. —

Ferner wurde im Gesetz ein Antrag Bonin aufgenommen, wonach die Pension der höheren Dienststellung erst nach einjähriger Ausfüllung derselben eintreten sollte.

Die übrigen Bestimmungen des Gesetzes können hier übergangen werden; sie erforderten von seiten Roons keine besonders eingehende Beteiligung.

So hatte das Pensionsgesetz eine, den Interessierten wie auch der Militärverwaltung günstige Erledigung gefunden. Letzterer stand im Reichstage noch ein anderer Kampf bevor.

Man hatte in diesem Jahre ein Wehrgesetz der hohen parlamentarischen Körperschaft noch nicht vorlegen können; so schien auch die Aufstellung eines genauen Militäretats nicht von Nutzen; man begnügte sich mit der Forderung eines Pauschquantums anolog dem Gesetze von 1867. Die Verhandlungen der Kommission mit dem Reichskanzleramt ließen dann beide Seiten zur Einsicht gelangen, daß eine Bewilligung des Pauschquantums auf 3 Jahre hinaus sehr im Interesse der Militärverwaltung liegen würde. So kam von der Reichsregierung die Forderung des dreijährigen Pauschquantums zur Vorlage.

Dagegen erhob sich auf der Linken starker Widerspruch. Die Forderungen seien zu hoch bemessen, könnten durch verschiedene Ersparnisse, z. B. durch Abschaffung der Kürassier-Regimenter, vermindert werden, sagten die einen, die dreijährige Nichtausübung des Budgetrechts stärke den Absolutismus, meinten die andern.

Nach einer mehrstündigen Rede Laskers gegen die Vorlage erhob sich Roon. Er sagte, wenn man gewisse Argumentationen höre, könne man fast zu der Ansicht kommen, als ob

irgendwo die Anschauung herrsche, der Staat sei der Armee wegen da. Das sei gewiß nicht der Fall. Aber ebenso falsch sei es, zu behaupten, die Ausgaben für das Heer seien unproduktiv; denn dieses sei das Gitter, welches den produzierenden Garten vor dem Wildschaden schütze; zudem hätten gerade in der allerjüngsten Vergangenheit die der Kriegsverwaltung bewilligten Summen solche Zinsen getragen, wie sonst niemals Kapitalien. So könne es sich also lediglich um das Maß der Ausgaben handeln. Aber auch dieses Maß dürfe nicht beanstandet werden; es sei thatsächlich äußerst bescheiden gehalten. $93\frac{1}{2}$ Thaler von den 225 ernährten den Mann; aus dem Rest müßten auch noch die Gehälter der in der Etatszahl nicht mitgerechneten Offiziere und Beamten herausgespart werden. Da sollte man sich doch wundern, daß er mit einem solchen Etat drei Jahre lang ausgekommen sei. Er könne wohl behaupten, daß ein Kriegsminister, der nicht wie er von einem so trefflichen Offizier- und Beamten-Korps unterstützt werde, mit einem solchen Etat wahrscheinlich scheitern müsse.

Es wurde noch weiter über das Für und Wider der Vorlage gestritten. Die Regierungsvertreter betonten, daß für das Jahr 1874, in welchem die Okkupation in Frankreich ablaufe, die Integrität des Reichsheeres gesichert sein müsse.

Am 1. Dezember schritt das Haus in dritter Lesung zur Abstimmung. Die Regierungsvorlage wurde Gesetz. Danach wurde für Heereszwecke bis zum Jahre 1874 ein jährliches Pauschquantum von rund 90 Millionen Thalern ausgeworfen; die Friedenspräsenzstärke sollte 401 659 Mann betragen.

Im Jahre 1872 wurde dem Reichstage ein neues Militär-Strafgesetzbuch vorgelegt. Die Kommission hatte mehrfache Abstriche beantragt, auch die Disziplinarbefugnis der Befehlshaber wesentlich beschränkt. Immerhin war das Resultat der Verhandlungen so, daß es von den Regierungen als annehmbar bezeichnet werden konnte. Auch Roon war der Überzeugung, daß sich selbst bei solchen Strafbestimmungen eine straffe Disziplin im Heere werde aufrecht erhalten lassen. Gleichzeitig war aber auch die aus den Kommissionssitzungen verändert hervorgegangene Vorlage das Äußerste, bis wohin die verbündeten Regierungen herabzugehen für möglich erachteten.

Trotzdem trat in den Plenarverhandlungen die Linke

des Hauses gegen den Entwurf auf. Die Strafen seien zu streng und zu lang, schädigten den Soldaten an der Gesundheit, wurde vorgebracht. Freilich, meinte Roon, der nach einer glänzenden Rede Moltkes das Wort ergriff, könne letztere Behauptung nicht bestritten werden; eine jede Strafe, namentlich die geschärfte Arreststrafe, schade der Gesundheit in gewissem Grade. Aber der Bestrafte sitze ja auch nicht zu seinem Vergnügen im Arrest. Führe man kurze und leichte Strafen ein, so hieße das der Indisziplin Thor und Thür öffnen, während er im Gegenteil die Erfahrung gemacht habe, daß energische Strafen sehr bald dahin führten, die vielfachen Strafen aus der Welt zu schaffen, und somit einen bedeutenden Fortschritt in der Disziplin des betreffenden Truppenteils bewirkten. Er habe beobachtet, daß der Mann von heute mehr wert sei, als der vor 50 Jahren; gleichzeitig habe er aber auch erkannt, daß dieses wesentlich begründet sei durch die Erziehung der Nation in der Armee. Die Regierung habe in verschiedenen Punkten nachgeben können, weil auch sie der Ansicht sei, daß man nicht mehr so scharfer Erziehungsmittel wie vor 50 Jahren bedürfe; die Vorlage enthalte aber auch das Minimum an Strafbestimmungen, welches zur Aufrechterhaltung der Disziplin notwendig sei. Er beantrage deshalb die Ablehnung der Amendements. Dem geschah auch so. Die Vorlage wurde unverändert zum Gesetz erhoben.

* * *

Roon hatte ursprünglich nach dem Kriege seiner geschwächten Gesundheit wegen seine Entlassung fordern wollen. Sein Zustand besserte sich jedoch, und Bismarck hatte deshalb auf ihn eingeredet: er müsse bleiben; es wäre geradezu eine „Felonie“, wenn er ginge. Er mochte wohl selbst einsehen, daß seine weitere Amtsthätigkeit in den bevorstehenden Kämpfen im Reichstag für die Heeresorganisation von Wichtigkeit sein mußte. So war er denn geblieben. Bald zeigte es sich, wie sehr der Wert seiner Person auch auf einem anderen Gebiete ins Gewicht fiel.

Wir wissen, daß er bereits vor dem Kriege mehrfache Reibungen mit Bismarck gehabt hatte; der Feldzug hatte jene natürlich nicht aus der Welt geschafft. Immerhin war

Roon in Versailles vielleicht der einzige gewesen, den der Kanzler, mit Rücksicht auf seine Jahre und das Alter ihrer Freundschaft, in politischen Dingen meist ohne Ungeduld anhörte. Dieses freundschaftliche Verhältnis hatte weiter fortbestanden; jetzt, im Herbst 1871 ward dieses Band zum Segen sowohl für den großen Staatsmann als auch für den Kaiser. Damals bestanden, wie schon im April, ziemlich schroffe Differenzen zwischen Herrn und Diener, deren Art aber nicht speziell bekannt ist. Roon wurde ins Vertrauen gezogen. Am 19. November erhielt er ein kaiserliches Handbillet: „Bevor ich einen weiteren Schritt gegen Fürst Bismarck thue, nehme ich Ihr Anerbieten an, mit ihm die Angelegenheit quest. zu besprechen, um zu versuchen, ob er nicht andere als extreme Schritte thun will, um die Angelegenheit zu schlichten, ohne sich und mich zu kompromittieren.“ Welch ein seltenes Vertrauen liegt in diesen Zeilen!

Am Weihnachtstage 1871 erhielt Roon folgendes Schreiben: „Ich muß, am Schlusse des Jahres, das uns nach zweien blutigen Jahreskämpfen einen ruhmvollen Frieden brachte, — der Hand gedenken, die die Waffe schärfte mit geübtem Blick und unermüdlicher Ausdauer, mit der Preußens Heer überall siegte, und unvergängliche Lorbeeren sich und dem Vaterlande erkämpfte. Empfangen Sie als ein Zeichen meiner innigsten Dankbarkeit am heutigen Weihnachtsfeste die Züge dessen*), der nie aufhören wird, sich Ihrer Mühen zu erinnern! Ihr dankbarer, treu ergebener König Wilhelm.“

Wie natürlich, daß er bei einer solchen Stellung erhöhten politischen Einfluß genoß. In Ministerial-Personal-Angelegenheiten wurde er befragt; während Bismarcks längerer Erkrankung vertrat er ihn im Ministerium, dann plötzlich, am 1. Januar 1873 erhielt er das Minister-Präsidium. Im Lande schüttelte man die Köpfe. Er hat doch eben erst seinen Abschied nehmen wollen, meinten die Zeitungen; jetzt bekommen wir gewiß eine reaktionäre Politik. Was mochte da nur alles vorgegangen sein?

Allerdings nahm sich die Sache auf den ersten Anblick äußerst wunderlich aus. Wir wissen, daß Roon in der Politik mit Bismarck seit 1866 nicht eines Sinnes war. Aber er

*) Eine Bronzebüste in Lebensgröße.

hatte sich doch, im Gegensatz zu früher, zu einem so objektiven Standpunkte aufgeschwungen, daß er die Berechtigung, ja selbst die größere Nützlichkeit anderer politischer Ansichten anerkannte, wenn er auch selbst sich außer stande fühlte, nach ihnen aus Überzeugung zu wirken. Bismarck hatte er von der Richtigkeit der eigenen gegenteiligen nicht zu überzeugen vermocht. So war er denn dem neuen Kurse gefolgt; besonders wohl auch, weil er sich mehr auf sein Ressort zu beschränken gedachte. Gegen seinen Willen war er wieder in die Bahnen der Politik mitgerissen worden; als er dann 1872 Bismarck als ältester Minister längere Zeit vertrat, war es selbstverständlich, daß die Geschäfte im alten Gleise weitergeführt wurden. Nun standen zu Ende dieser Periode mehrfache Änderungen auf dem Regierungsprogramm: Reform des Herrenhauses, neue Kreisordnung, Kampfgesetze gegen Rom. In allen diesen Fragen bekannte sich Roon zu derselben Meinung wie Bismarck; so konnte er nach dem Rücktritt des Fürsten vom Ministerpräsidium den erledigten Posten übernehmen, ohne die Absicht zu hegen, an der bisherigen Richtung der Regierungs-Politik etwas ändern zu wollen. Durfte er sich doch sagen, daß er auf lange dieses Amt nicht inne haben werde.

Aber freilich, das alles erklärt noch nicht, weshalb Roon überhaupt diesen Posten, vor dem er solchen Widerwillen hegte, annahm. Es waren Gründe mehr psychologischer Natur, welche ihn hierzu bewogen.

Das bereits erwähnte Kreisordnungsgesetz konnte man, seiner liberalen Natur wegen, nicht hoffen im Herrenhause durchzubringen; man hätte dazu eines Pairschubs bedurft. Dem hatte sich Roon aber widersetzt; eine solche Maßregel würdige die verfassungsmäßige Bedeutung des Hauses herab, meinte er. Als nun die Majorität des Staatsministeriums hinter dem Rücken des Generals den König zu einer Neuernennung von 26 Pairs bestimmte, fühlte sich Roon durch ein derartiges Verhalten der Kollegen verletzt und erbat seine Entlassung mit der Begründung, daß es seinem Ehrgefühl widerstreben würde, sich zu bedenklichen, nach seiner Auffassung den Interessen des Thrones und des Landes zuwiderlaufenden Schritten mit fortreißen zu lassen. Einen solchen sehe er in der unnötigen, mindestens verfrühten Ernennung neuer Herren-

hausmitglieder. Der König verweigerte jedoch die Entlassung, da einerseits für die Armee alles auf dem Spiele stehe, wenn sein Gewicht in der Wagschale fehle, andererseits er selber in der Politik seines Gegengewichts bedürfe.

Das trug sich gerade in der Zeit zu, in welcher Bismarck, tief verstimmt über die Kollegen, von dem Könige seine Entlassung als Ministerpräsident zu fordern beschloß. Nun war es natürlich, daß ein Neuling das Präsidium nicht erhalten durfte; es mußte eine Persönlichkeit sein, die sowohl das Vertrauen des Herrschers wie des Fürsten Bismarck im vollsten Maße besaß. Eine solche fand sich in Roon, und da dieser zugleich in der Anciennetät der älteste Minister war, so fiel auf ihn die Wahl des Königs. Was sollte Roon nun thun? Die erbetene Entlassung war ihm abgeschlagen worden. „Von dem beliebten Mittel der Arbeitseinstellung,“ sagte er im Abgeordnetenhause, „kann ich doch keinen Gebrauch machen.“ Er mußte auch wohl einsehen, daß thatsächlich unter den gegebenen Verhältnissen die Ernennung seiner Person die einzig mögliche war. Dazu kam, daß es äußerst wünschenswert war, der durch Bismarcks und der Konservativen Schuld zwischen der Fraktion und der Regierung hervorgerufenen Spannung ein Ende zu machen. Denn Roon war der Überzeugung, daß sich die Regierung auf die Konservativen stützen müsse, wenn er auch der Ansicht blieb, daß die Partei dringend der Umbildung benötige. Von den Ministern war er aber der einzige, welcher Vertrauen bei der Fraktion genoß; ein neues Motiv für ihn, den Posten anzunehmen.

Er that's ungern, nur seinem Könige zuliebe; sah er doch voraus, daß seine Stellung ihn bald in schroffen Gegensatz zu Bismarck bringen werde. Die Differenzen mit dem Freunde ließen auch nicht lange auf sich warten.

Mitte Januar 1873 hatte der Abgeordnete Lasker im preußischen Landtage den Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Wagener (I. vortragenden Rat im Staatsministerium) bezichtigt, sich in ungehöriger Weise drei Konzessionen zu Eisenbahnbauten verschafft und hiervon eine zu seinem Privatnutzen verkauft zu haben. Noch schwebten die in einer Königlichen, durch Mitglieder des Landtages verstärkten Kommission geführten Verhandlungen (es sei hier gleich gesagt, sie ergaben die Schuld-

losigkeit Wageners), als die Presse sich in unmäßigen Angriffen gegen Wagener und Bismarck erging. Letzterem warf sie vor, er suche unredlichen Vorteil durch sein Amt auf Kosten des Staates.

Bismarcks so wie so sehr erregte Stimmung wurde noch gereizter; mit den Kollegen gab es peinliche Auseinandersetzungen; sie unterstützten ihn nicht, sagte er. Selbst seinem alten Roon warf er vor, daß er, unempfindlich für seine Ehre und seinen Ruf, ihn in Lauheit und Gleichgültigkeit seinen Verläumdern preisgebe. Es war das ein höchst ungerechter Vorwurf. Roon erhielt von den „Nichtswürdigkeiten der Presse nach den bisherigen Einrichtungen" erst dann Notiz, wenn es zu spät war, darauf loszuschlagen. Um so erklärlicher ist Roons Zorn. Es kam zu einer heftigen Szene zwischen beiden Männern, der in einem äußerst kühl gehaltenen Briefwechsel weiter fortgesetzt wurde. Roon schrieb an Se. Durchlaucht, wie er ihn anredete: . . . . . „Mir liegt sehr wenig an der Fortsetzung dienstlicher Thätigkeit ohne gesegneten Erfolg und eben deswegen sehr viel an einmütigem Wirken und Streben mit Ihnen; — gegen Sie meine alternden Kräfte und meinen geringen Einfluß zu versuchen: dazu bin ich weder thöricht noch selbstsüchtig genug. Das ist ganz gewiß!

Aber eben so gewiß auch, daß ich es nicht dulden kann, wenn Sie mich in voller Verkennung meiner Natur wiederum rücksichtslos und feindselig oder gar wie einen renitenten oder saumseligen Untergebenen zu behandeln versuchen sollten, der ich nie war, noch bin, noch sein werde."

Die beiden Männer versöhnten sich jedoch bald, und die nie wieder getrübten freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen haben ihr amtliches Zusammenwirken weit überdauert.

Die politischen Angelegenheiten, mit welchen sich Roon zu beschäftigen hatte, waren natürlich innerer Natur. In der bereits erwähnten häßlichen Affäre Lasker-Wagener hatte Roon als der einzige Vorgesetzte des Angegriffenen die Initiative zur Untersuchung ergreifen müssen. Zu den Mai-Gesetzen hatte er seine Zustimmung gegeben; er halte sie für nötig, hatte er im Landtage geäußert. Später hat er allerdings eingesehen, daß diese Gesetze weiter gingen, als das Bedürfnis

erheischte. — Fast am Schlusse seiner amtlichen Laufbahn wohnte er der Enthüllung der Siegessäule in Berlin und der Grundsteinlegung zu der Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde bei. Für die Erweiterung des Kadettenkorps hatte er Jahre lang gekämpft; immer hatte ihm die Landesvertretung die Mittel dazu verweigert. Jetzt, an der Schwelle seines Übertritts ins Privatleben, ging der lang gehegte Wunsch in Erfüllung. Er ersah in dem nunmehr seiner Vollendung entgegenstrebenden Werke ein neues Unterpfand für die Integrität der Armee, dieses Bollwerks nationaler Macht.

In den letzten Jahren war Roon reich mit Ehren bedacht worden. Zu den Gedenkfeiern der großen Tage, zu Weihnachten und Neujahr hatte ihm der Kaiser wiederholt in wärmsten Worten seine Dankbarkeit ausgedrückt; am 1. Januar 1873 hatte er ihn zum Generalfeldmarschall ernannt, am 2. September ihm den Schwarzen Adler in Brillanten verliehen. Am 1. November erhielt Roon den Feldmarschallsstab, dieses höchste Zeichen militärischer Würde; seit dem 1. September 1873 führte das Fort 3 vor Straßburg den Namen Roon.

Auch von privaten Seiten gingen ihm Ehrungen in reichem Maße zu. Am 16. Juni 1867 hatte ihm die Universität Halle das Diplom als Dr. phil. honoris causa verliehen; nach dem glorreichen französischen Feldzuge ernannte ihn die Stadt Gotha zum Ehrenbürger. Die Anhalter Eisenbahn-Gesellschaft bat ihn, einer Lokomotive seinen Namen beilegen zu dürfen; Roon meinte: der Schalk stichelt auf meine notorische Dämpfigkeit, und unterschrieb lachend das Gesuch.

Zunehmende körperliche Hinfälligkeit und sein sonderbares amtliches Verhältnis zu Bismarck bestimmten ihn, Anfang Oktober 1873 seine Entlassung zu fordern. Seine Motive mögen deutlicher aus zwei Stellen, die erste einem Briefe an Bismarck, die zweite einem an Blanckenburg entnommen, hervorgehen. „Ich bin ganz fertig mit meinen geringen Fähigkeiten für den öffentlichen Dienst und daher fest entschlossen, die mir obliegenden Amtsgeschäfte nicht wieder zu übernehmen; es widerstrebt meinem Ehrgefühl, noch länger etwas zu scheinen, was ich nicht sein, wenigstens nicht mehr sein kann; es verstieße wider Pflicht und Gewissen, alle Ehren und Vorzüge meiner Stellung fort zu genießen, mit dem Bewußtsein meiner

totalen Leistungsunfähigkeit, wenigstens für jedes amtliche Thun, welches von ihrem Inhaber eine regelmäßige und andauernde Thätigkeit erfordert, nicht bloß gelegentliche Impromptus oder irgend eine zufällige rhapsodische Leistung. Vielleicht erscheinen meine Entschließungen Sr. Majestät erheblich genug, um mit Ihnen darüber zu konferieren, und erbitte ich daher von Ihrer Freundschaft, meinen Standpunkt des non possum wohlwollend zu vertreten, weil ich den Herrn weder erzürnen noch kränken möchte, sondern den größten Wert auf die Erhaltung seiner gnädigen Gesinnung lege. Wenn Se. Majestät . . . befehlen sollte, daß ein alter Diener fortdienen soll, selbst wenn er nicht mehr kann wie ich: so werde ich natürlich auch meinen letzten Atemzug noch hergeben; einen andern Zweck aber hätte es nicht."

Sodann: „Ich, abgestumpft wie ich bin, fühle mich außer stande, die heranbrausenden Fluten aufzuhalten und zurückzudämmen. Durch Bismarck's Verdeutschung à tout prix ist mir mein preußisches Programm unbrauchbar geworden; mit ihm gegen den liberalen Strom wäre allenfalls noch eine Weile gegangen; gegen beide, das geht über meine Kräfte. Ich habe durch meine Zustimmung zur Kreis-Ordnung und den Mai-Gesetzen bewiesen, daß ich den konservativen Standpunkt von 48 überwunden habe und vernünftige Fortentwickelung aufrichtig will, aber zu einer überstürzenden Cadence fehlt mir der Atem in physischem und bildlichem Sinne. Es schneidet mir ins Herz, daß ich nicht mehr steuern und wehren kann — aber der Wille allein thut's nicht."

Der König beantwortete das Gesuch zuvörderst durch Verlängerung seines Urlaubs, den Roon in Neuhof zubrachte. Am 9. November 1873 erfolgte die Enthebung von den Ämtern. Aus der Kabinettsordre möge einiges folgen: . . . „Ich kann mich leider der Überzeugung nicht verschließen, daß Ihr wiederholtes Gesuch um Übertritt in den Ruhestand durch Ihre leidende Gesundheit zu sehr begründet ist, um dessen Gewährung ablehnen, oder auch nur weiter verzögern zu können. Ich gewähre Ihnen daher — aber mit schwerem Herzen — den gewünschten Abschied, indem Ich Sie hierdurch, unter Entbindung von der mit so großer Auszeichnung bekleideten Stellung als Kriegsminister, mit der gesetzlichen Pension zur Disposition stelle.

Ich danke Ihnen nochmals warm und von ganzem Herzen für alles, was Sie in Ihrer Dienstzeit in allen Ihren innegehabten Stellungen für Meine Armee gethan haben. Vor allem nehmen Sie hier nochmals Meinen königlichen Dank entgegen für Ihre Leistungen für Mich und Meine Armee, seitdem Ich Sie zum Kriegsminister ernannte. Sie haben mich bei Durchführung der Reorganisation der Armee mit seltener Umsicht, Konsequenz und Energie unterstützt, und die Früchte Ihrer schweren Arbeit haben nicht auf sich warten lassen. Zwei glorreiche Kriege haben die Tüchtigkeit unserer Kriegs-Institutionen bewährt, und bei der nunmehr erfolgten Vergrößerung des Heeres ist es wiederum Ihr Werk gewesen, dieselbe in kürzester Zeit ins Leben zu rufen.

Mögen Sie sich nach Ihrer treuen Arbeit der wohlverdienten Ruhe noch lange erfreuen, und mögen Sie versichert sein, daß Ich niemals aufhören werde, Meinen in vielfach schwerer und bewegter Zeit immer bewährten Kriegsminister in ehrender und dankender Erinnerung zu behalten! Als Andenken an den schweren Augenblick der Trennung sende Ich Ihnen meine Büste in Marmor. Ihr dankbarer König

Wilhelm."

An seine Stelle als Ministerpräsident trat wieder Fürst Bismarck, an die als Kriegs-Minister General von Kameke, welcher bereits früher, bei der Ernennung Roons zum Ministerpräsidenten, diesem beigegeben war und als zweiter verantwortlicher Kriegsminister die Leitung der eigentlichen Geschäfte geführt hatte.

Freund und Feind sahen Roon mit Bedauern scheiden; allerseits hatte sich sein Charakter hohe Achtung verschafft. Besonders herzlich schrieb Fürst Bismarck aus Varzin: . . . „Wir werden mündlich doch noch manchen Rückblick auf die 11 Geschichtsjahre thun können, die Gott uns zusammen hat durchkämpfen lassen, und in denen wir mehr von seiner Gnade erlebt haben, als wenigstens mein Verstehen und Erwarten faßte. Im Amte aber wird es einsam um mich sein, je länger je mehr; die alten Freunde sterben oder werden Feinde, und neue erwirbt man nicht mehr. Wie Gott will. Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sophaplatze nicht ausgefüllt finden und dabei denken: „Ich hatte einen Kameraden —."

Die Presse, auch die gegnerische, widmete ihm in warmen Worten einen Nachruf. Ein Urteil mag hier angeführt werden: . . . „Herr von Roon bewährte bei diesem Kampfe (mit dem Abgeordnetenhause) seine außerordentliche Fähigkeit nach allen Richtungen, und gerade dieser Fähigkeit hatte er es zu danken, daß er, als die Wogen der politischen Leidenschaft ziemlich hoch gingen, nicht nur neben dem damaligen Herrn von Bismarck, sondern mehr noch als dieser den Haß der Gegner auf sich zog. Wenn bei Herrn von Bismarck allem politischen Pathos eine gewisse Dosis von Humor beigemischt war, so ließ das Wesen des Kriegsministers von Roon diese für den politischen Kampf vielleicht nützliche Beigabe mit seltenen Ausnahmen vermissen. Er war immer streng sachlich, und seine Reden entbehrten ebenso jedes oratorischen Prunkes wie jedes humoristischen Beigeschmackes, — sie gingen immer auf den Kern der Sache ein, und seine Darlegungen hatten etwas von jener lutherischen Gradheit, die, wenn keine Gründe verfangen wollten, die eigene persönliche Rechtschaffenheit und Überzeugung in die Wagschale legt, jene Tendenz, die in den Worten gipfelt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! — — —“

Nachdem Roon im November seinen Hausstand in Berlin aufgelöst hatte, trat er Anfang Dezember eine Reise nach Italien an. Mit ihm gingen außer mehreren Familienmigliedern einige nähere Bekannte.

Bevor wir jedoch in der Schilderung seines Lebens fortfahren, müssen wir noch einen Blick auf die Thätigkeit werfen, welche Roon als Marineminister entwickelt hatte.

---

8. Roon als Marineminister.

Seit dem Jahre 1848 war in Preußen das lebhafte Bedürfnis empfunden worden, eine Kriegsmarine zu besitzen. Schiffe waren gekauft oder gebaut worden; überall folgte man im Lande mit Interesse dem Wachsen der jungen Schöpfung. Immerhin war ihre Bedeutung, als Roon an die Spitze der Verwaltung trat, so jämmerlich, daß die Flotte nicht einmal imstande war, dem viel kleineren und kontinental viel schwächeren

Dänemark zur See ein Schach zu bieten. Es war das Bestreben naturgemäß, diesem Mißverhältnisse ein Ende zu machen.

Völlig fern lag indes der Regierung die Absicht, Preußen mit einem Schlage zu der Stellung einer maritimen Weltmacht emporheben zu wollen. Roon betonte, daß solches Preußens Aufgabe nicht sein könne; wohl aber müsse es fähig sein, die deutschen Küsten und den deutschen Handel zu schützen und deshalb unter den Seemächten zweiten Ranges, vorzüglich denen seiner maritimen Nachbarn, eine achtunggebietende Stelle einnehmen. Dazu komme, daß in ganz Deutschland überhaupt der Mangel einer Flotte tief empfunden werde. Aber nur die preußische Seestreitkraft könne den deutschen Küsten einen Schutz bieten; sie allein mache eine deutsche Marine zur Möglichkeit. Demgemäß wurden dem Abgeordnetenhause in den verschiedenen Jahren der Konfliktszeit entsprechende Forderungen vorgelegt. Aber das Haus strich, wenn auch nicht alles, so doch den größten Teil der Forderungen; seit 1862 kam bekanntlich ein Budget überhaupt nicht zustande, und so war es denn mit dem Ausbau der Flotte vorläufig nur ein schöner Traum.

Nun war zwar eine solche Haltung in dieser Frage von liberalem Standpunkt garnicht zu verstehen. Denn gerade von dieser Seite war ja 1848 der Ruf nach einer Flotte zuerst erschollen; als dann die deutschen Schiffe unter den Hammer Hannibal Fischers fielen, blickten alle Augen in Deutschland voll Hoffnung auf die junge aufstrebende Marine Preußens, und wieder waren es liberale Kreise, welche in erster Linie Geldmittel zum Bau dieser Flotte beisteuerten. Da konnte man doch jetzt nicht mit einem Male sagen: Wir brauchen keine starke Flotte; oder auch nur: Wir geben deshalb nichts, weil dieses Ministerium es fordert. Das schien wenigstens zu Anfang recht mißlich, und auch auf liberaler Seite erhoben sich Stimmen, welche davor warnten, die Flotte mit der Armee-Reorganisations-Frage zu verquicken. So mußte man denn zu andern Mitteln greifen, um die Ablehnung zu motivieren. Einmal war es die Marine-Verwaltung und vor allem die Person des Ministers, welche man zum Gegenstande der Angriffe wählte. Ein Infanterie-General (von Rieben), sagte man, könne als Marine-Direktor nicht am richtigen Platze sein; das

sei geradezu eine Schmach für die Flotte; überhaupt überwuchere das militärische Element die Marine, und es komme darum auch lauter Unzweckmäßiges zu Tage. Ein andermal machte man wiederum die Vorlage eines Flottengründungsplans zur Vorbedingung der Bewilligung. Alle diese Begründungen standen nun freilich auf recht schwachen Füßen, was Roon unschwer gelang nachzuweisen. Denn im ersteren Falle lag es doch auf der Hand, daß in einer erst in der Bildung begriffenen Institution organisatorische Kräfte sehr schwer zu finden sein mußten; deshalb hatte man sich eben gezwungen gesehen, diese anderswoher zu nehmen. Zudem waren früher Versuche mit ausländischen Marine-Offizieren gemacht worden; immer aber waren daraus Mißhelligkeiten erwachsen. Nur einer, der Kontreadmiral Schroeder, ein aus holländischen Diensten übergetretener Offizier, hatte segensreich für die Marineverwaltung gewirkt. Der war jedoch abgegangen, und mit einem neuen Ausländer mochte es Roon nicht wieder versuchen. Aber es war auch grundlos, dem Minister und seinem „alter ego", wie man Rieben nannte, ihre nicht fachwissenschaftliche Bildung vorzuwerfen. Denn diese Ressortchefs brauchten garnicht bis in die kleinsten Details ihres Verwaltungs-Kreises eingeweiht zu sein; wenn sie sich nur durch fachwissenschaftliche Räte ergänzen ließen. Auf ihre organisatorische Befähigung allein kam es an.

Roon selbst ist allerdings immer der Meinung gewesen, daß er das Marineministerium nur in Ermangelung eines besseren Fachmanns auf Befehl verwalte, und hat immer gehofft, daß einmal ein Seemann, z. B. Admiral Jachmann, an seine Stelle treten werde.

Im anderen Falle hatten die Antragsteller nicht minder unrecht. Die Ausarbeitung eines Flottengründungsplanes war zur Zeit eine positive Unmöglichkeit, denn es fand damals gerade eine große Umwälzung auf dem Gebiete der Schiffs-Technik statt. Die großen Kriegsmarinen begannen mit dem Bau von Panzerschiffen; aber als diese Kolosse die Probe aufs Exempel machen sollten, da zeigte es sich, daß sie den gehegten Erwartungen bei weitem nicht entsprachen. Sie waren weder so seetüchtig noch so angriffsfähig, wie man gehofft hatte. Sollte unter diesen Umständen Preußen einen endgültigen Ent-

schluß über die Zusammensetzung seiner Flotte fassen? Roon war berechtigt, auf die momentane Nutzlosigkeit, ja Unzweckmäßigkeit eines Flottengründungsplanes hinzuweisen.

Als dann aber im April des Jahres 1865 die Regierung eine Anleihe von 10 Millionen Thalern forderte zum Ausbau und zur Befestigung der Häfen bei Heppens und bei Kiel, zur Erweiterung der Kriegsflotte und zur Beschaffung von Gußstahlgeschützen, da lehnte das Haus die Forderung folgendermaßen ab: „Das Haus der Abgeordneten befindet sich nicht in der Lage, dem gegenwärtigen Staatsministerium, welches das verfassungsmäßige Budgetrecht des Abgeordnetenhauses thatsächlich mißachtet, Anleihen zu bewilligen.“

Damit sei genug gesagt über den häßlichen parlamentarischen Streit, in welchem auf der einen Seite der Parteien Haß jegliche Stimme der Vernunft übertönte.

Nach dem Kriege 1866 flossen die Geldmittel wieder reichlicher. Bis zu diesem Feldzuge waren nur zwei kleinere Panzerfahrzeuge fertig gestellt, von denen die Kosten des einen, des „Arminius“, fast gänzlich von freiwilligen Geldbeiträgen bestritten worden waren; sie hatten, beiläufig gesagt, die ansehnliche Höhe von nahezu 450000 Thalern erreicht. Jetzt konnte man an die Ausführung des Flottengründungsplanes vom 5. April 1865 denken. Damals hatte Roon erklärt, Preußen bedürfe einer Kriegsflotte von 10 Panzerfregatten (etwa entsprechend unseren heutigen Hochseepanzern), 10 Küstenverteidigungs-Panzern, 8 Schraubenkorvetten à 28 und 6 Glattdeckskorvetten à 14—17 Kanonen (etwa unsere heutigen kleineren Kreuzer), 6 Avisos, 4 Transportschiffen. Bei dem Ausscheiden Roons aus dem Marineministerium waren hiervon fertig oder doch nahezu beendet: 6 Panzerfregatten, 1 Panzer-Korvette, 2 Panzerschiffe, 13 gedeckte oder Glattdeckskorvetten, 4 Avisos nebst einer Yacht, 2 Kanonenboote einer besonderen, 7 Kanonenboote erster und 10 Kanonenboote zweiter Klasse. Ferner war unter Roons Amtsleitung Wilhelmshaven vollendet, Kiel befestigt, eine Seeartillerieabteilung formiert, 1870 eine freiwillige Seewehr für den Torpedodienst ins Leben gerufen, und im Oktober 1871 die Bildung einer Werft- und Stamm-Division für Wilhelmshaven vorbereitet.

Wenn nun schon wegen dieser Daten die Thätigkeit

Roons als eine äußerst fruchtbare bezeichnet werden muß, so verdient sie auf dem Gebiete der inneren Entwickelung der Marine noch viel mehr Anerkennung. Vor allem tritt dieses zu Tage in der Umgestaltung des Ersatzes und der Ausbildung der Marine-Offiziere.

Fortan wurden an sie bei ihrem Eintritt als Kadetten dieselben wissenschaftlichen Anforderungen wie an die Landoffiziere gestellt. Nach dem Muster der Kriegsschulen der Armee wurde eine Marineschule errichtet, im November 1871 durch eine Allerhöchste Kabinettsordre die Ehrengerichte der Marineoffiziere organisiert. Die Dienstzeit der Marine-Wehrpflichtigen wurde analog den für das Landheer gültigen Bestimmungen auf 3 Jahre aktiver, 4 Jahre Reserve- und 5 Jahre Seewehrpflicht festgesetzt. Gleichzeitig wurde einem Übelstande abgeholfen, der besonders im Jahre 1864 schwer ins Gewicht gefallen war. Nach der früheren Ersatz-Instruktion blieben nämlich diejenigen Seedienstpflichtigen, welche vor dem Eintritt in das 20. Lebensjahr 2 Jahre auf einem preußischen Handelsschiffe gefahren hatten, von der aktiven Dienstpflicht befreit; sie durften nur in außergewöhnlichen Fällen eingezogen werden. Nun widmeten sich aber in der Regel die jungen Leute bereits um das 15. Lebensjahr der Seeschiffahrt, sodaß diese brauchbarsten Elemente der preußischen Kriegsmarine fast gänzlich verloren gingen. Als nun die Rüstungen gegen Dänemark begannen, da bekam man zwar — es war Winter — Matrosen in genügender Zahl, aber diese waren völlig rohes Material; erst nach einer mehrmonatigen Ausbildung konnten sie Dienst in der Flotte thun. Mit dem 9. November 1867 verschwand diese Begünstigung; die norddeutsche Bundesmarine war in ihrer inneren Kraft um ein Bedeutendes gestärkt.

Es darf hier eine durch Roons Initiative erlassene Verfügung nicht übergangen werden, die, so unbedeutend sie dem Laien auch erscheinen mag, auf den Entwickelungsgang unserer Seeoffizierkorps doch von wesentlichem Einfluß gewesen ist. Es ist augenscheinlich, daß ein rein aus dem Bürgerstande gebildetes militärisches Institut vorerst völlig der Auffassung von Dienst und Disziplin entbehrt, ohne welche ein solcher Organismus eben nicht bestehen kann. Es bedarf langer Zeit und fast immer der Einwirkung von bereits in solchen An-

schauungen erzogenen fremden Elementen, um eine derartige Truppe völlig kriegstüchtig zu machen. Genau so bei einer plötzlich ins Leben gerufenen Kriegsmarine. Freilich hatten bei dem Ausbau der preußischen Marine auch fremdländische Seeoffiziere mitgewirkt, aber ihre Thätigkeit war, wie bereits erwähnt, wenig segensreich gewesen; dann hatte man Artillerie- und Ingenieur-Offiziere zur Marine kommandiert; aber diese waren nur als technische Instruktoren gebraucht worden. Da wurde im Beginn der sechziger Jahre eine Verfügung erlassen, wonach die zur Marine übertretenden Offiziere der Landarmee an Stelle einer 5—6jährigen nur einer 3jährigen Ausbildungszeit bedürfen sollten, um zu Seeoffizieren befördert werden zu können. Freilich war die Zahl der übertretenden Offiziere immer noch eine beschränkte; aber mit ihnen stieg jene militärische Auffassung und jene scharfe Dienstpragmatik an Bord, welche besonders auf See eine eiserne Notwendigkeit sind. — Damit schließen wir den Abriß über die Thätigkeit Roons als Marineminister. Hier wie in seinem Haupt-Ressort war sein Schaffen eine Quelle des Segens für das Vaterland geworden. Selten ist das Wirken eines Soldaten einschneidender und folgenreicher für die Geschicke eines Volkes gewesen, wie das Roons!

---

9. Lebensabend und Ende.

In Sizilien, wo Roon nahe bei Palermo einen mehrmonatigen Aufenthalt nahm, besserte sich rasch seine Gesundheit. Die Atem-Beklemmungen hörten auf, der Husten verschwand; nur mit den Nerven wollte es nicht mehr recht werden; er sah wohl ein, daß es so bleiben müsse bis an sein Ende.

Im Juni war er wieder in Neuhof, den Winter brachte er in Krobnitz zu. Nach Berlin kam er selten und dann fast nur in der Absicht, seinen König wieder zu sehen. Krobnitz, Neuhof und manchmal auch Zimmerhausen waren seine hauptsächlichsten Aufenthaltsorte. Mit den alten Freunden blieb er brieflich weiter in regem Verkehr. Rührend sind seine Briefe an den Kaiser. Die Liebe zu seinem Monarchen, die Sorge um dessen Wohlergehen beschäftigten ihn unablässig. Der 22. März war für ihn immer ein besonderer Festtag; er hielt

es für sein Recht, die Gutsnachbarn zur Feier auf Krobnitz zu sehen. Auch der Kaiser schrieb ihm oft, immer mit diesen dankbaren, liebevollen Worten, die wir an ihm kennen, die ihm der Menschen Herzen gewannen und unauflöslich an ihn ketteten.

Von und an Prinz Friedrich Karl liegen einige Schriftstücke vor. Das alte herzliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler lebte im Alter von neuem auf; die beiden Männer haben sich wahrhaft nahe gestanden; nicht nur deshalb, weil der Lehrer Anteil nahm an dem glorreichen Lebenswege seines ehemaligen Schülers und weil dieser in echt hohenzollernscher Gesinnung seine Dankbarkeit dem alten Mentor bezeugen wollte, sondern weil sie sich gegenseitig achteten, die Sprache des Herzens zu einander redeten und verstanden.

Mit dem Kampfgefährten aus großer Zeit, mit den derzeitigen Untergebenen blieb er in steter Fühlung und nahm lebhaftes Interesse an ihrem weiteren Lebensgange. Nach seinem Abschied ward er so recht inne, welch ein Band es war, der Armee angehört, dem Kriegsministerium 14 Jahre lang vorgestanden zu haben. Zu Neujahr, zu seinem Geburtstage kamen die Gratulationen von nah und fern; daß unter ihnen die des Kaisers nicht fehlten, braucht kaum erwähnt zu werden; sie waren immer in besonders herzlichem und dankbarem Tone gehalten. Das Kriegsministerium dachte in Verehrung seines Chefs, dem allein es seine jetzige Bedeutung im Staate verdankte.

Der Fortentwickelung der Armee folgte er mit Aufmerksamkeit. Manchmal dachte er nach über das Einwirken seiner eigenen Person auf das Gedeihen des Heeres, meinte dann wohl, befriedigend müsse man seine Leistungen doch nennen. „Das Heer," schreibt er im Mai 1874 an General Kameke, „den starken Arm des Königs, immer fester zu stählen, die vaterländische Waffenschule immer zweckmäßiger und leistungsfähiger zu gestalten und zu entwickeln, um durch eine unübertroffene Organisation der gesamten Volkskraft für den Krieg dem Vaterlande den Frieden zu sichern, — diesem Ziele nah und näher zu kommen, als der eigentlichen Aufgabe jedes preußischen Kriegsministers, war mein Streben während des großartigsten Abschnitts meiner nun beendeten langen Dienstlaufbahn."

Um Politik mochte er sich nicht mehr kümmern. Wohl oder übel zog ihn jedoch der Verkehr mit den Freunden, der Briefwechsel mit dem Monarchen in das Tagesgetriebe.

Wir wissen, daß er zu Bismarck politisch in gewissen Dingen im Antagonismus stand; jetzt mußte sich dieser nur noch verschärfen. „Dennoch kann und werde ich dem Fürsten meine Sympathien niemals entziehen," schreibt er an Blanckenburg; „seiner mächtigen Persönlichkeit die gebührende Anerkennung zu versagen, könnte wohl nur einem Narren einfallen, der sich auf seinem Piedestale sehen möchte. Aber zu der blinden Menge, die ihn heute vergöttert und ihn morgen kreuzigen würde, gehören wir wohl beide nicht, gerade weil wir ihm herzlich zugeneigt sind."

Er sah mit Sorgen Bismarck auf der so gefährlichen liberalen Bahn, wie er meinte. In dem Heere erblickte er das Rettungsmittel „gegen die von einer doktrinären Gesetzgebung großgezogene Hydra, der unsere ganze Zivilisation bedrohenden Partei der Verwilderung." Immerhin hielt er mit seiner politischen Meinung Bismarck gegenüber zurück; er stand ja nur im Zuschauerraume, müsse deshalb als „Dorfpolitiker das Maul halten." Als aber im Jahre 1878 die Nachricht von dem zweiten Attentat auf die geheiligte Person seines geliebten Königs laut wurde, da hielt es ihn nicht länger. Er beschwor Bismarck zu handeln, unverzüglich und energisch. „Ich bin mir bewußt," sagt er in dem Schreiben, „keiner Kontre-Revolution das Wort zu reden, keinen Staatsstreichen, wenn sie zu vermeiden sind. Aber das in äußerster Gefahr schwebende Vaterland, unser Vaterland, das Vaterland unserer Kinder muß gerettet werden, das Zentrum aller christlichen Gesittung. Nicht wegen des wiederholt versuchten Meuchelmordes an dem Edelsten und Huldreichsten aller Monarchen ist diese Gefahr eminent, sondern wegen unserer hyperliberalen Gesetzgebung, welche die Abrichtung zum Meuchelmord, zum Umsturz aller göttlichen und menschlichen Autorität und Sitte nicht nur gestattet, sondern begünstigt, und die Nation zur völligen Entsittlichung und Verwilderung zu verführen droht. — Der Zauberbann des doktrinären Idealismus muß gebrochen werden, weil seine Impotenz notorisch ist, und alle von ihm verordneten Rezepte werden sich gegen diese internationalen Assassinen als wirkungslos erweisen."

Aus dem Briefe an Se. Majestät möge hier einiges folgen. Das Schreiben ist zu charakteristisch für sein ganzes damaliges Empfinden, um völlig übergangen zu werden:

„Indem ich Gottes gnädige Bewahrung wenigstens vor den allerschlimmsten Folgen der Teufelei preise, kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß der Allmächtige die Vergießung Ihres edlen Königs-Blutes zum Heile Ihres Volkes und zur Rettung des Vaterlandes zugelassen hat. Ew. Majestät waren ja seit Ihren Jünglings-Jahren immer bereit, für diesen Zweck Ihr Leben einzusetzen. Gottes Wege sind wunderbar! — — Werden nun, unter dem Eindrucke der dämonischen Vorgänge, die gesetzlichen Schranken für die Sicherung von Thron und Altar, staatlicher Ordnung und christlicher Sitte wieder fester und sichtbarer gesteckt: so wird jeder Tropfen des vergossenen Königs-Blutes eine Quelle des Segens und Gedeihens für das gesamte Volks- und Staatsleben, und unser teurer König und Kaiser wird vielleicht Selbst die Leiden preisen, die verruchte Hände Ihm, dem geliebtesten und verehrungswürdigsten aller Monarchen, bereiteten — und sprechen: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat Gutes daraus werden lassen.“ Wenn es dagegen nicht gelingen sollte, auf geordnetem Wege die, unter der Einwirkung thörichter Doktrinen so lange gefährdeten und so gründlich erschütterten Schutzwehren politischer und kirchlicher Autorität wieder aufzurichten und fester zu gründen: so würde es freilich mit dem ganzen Segen Ihres bisherigen großartigen Regiments, mit der jungen Herrlichkeit des von Ew. Majestät gegründeten Reiches, wie mit dem alten Preußentum ein schnelles Ende nehmen, das Chaos bräche herein, und Ew. Majestät würden vergeblich geblutet und geduldet haben.“

Roon hatte die richtige Gefühlseite des Kaisers getroffen. „Wohin wir gekommen wären ohne den 2. Juni,“ schreibt er Weihnachten an Roon, „ist nicht zu berechnen, und wie ich es öffentlich ausgesprochen, will ich gern geblutet haben, wenn manchem die Augen geöffnet sind und wir zum Besseren steuern.“ Zur Erinnerung an jene furchtbaren Tage schenkte er Roon eine kleine, silberne, nur in wenigen Stücken geprägte Medaille. Auf der Vorderseite trug sie ein gothisches W.,

auf der Rückseite die bedeutungsvolle Inschrift: Zur Erinnerung. 1878.

Wir kehren zurück zu der Schilderung von Roons Leben. Es verlief ruhig und eintönig im gewohnten stillen Einerlei, ab und zu unterbrochen durch den Besuch befreundeter Nachbarn. Freilich blieb deren Zahl immer eine beschränkte; sein schroffes Wesen schreckte wohl auch manchen zurück. Das verwitterte alte Gesicht mit den unzähligen Runzeln, dem scharfen, durchbohrend blickenden Auge mochte manchem eine Warnung sein, sich ihm zu nähern. Aber wer die Scheu überwand, tiefer in dieses seltene Gemüt schaute, der gewahrte ein Herz von lauterem Golde, voller Liebe und Fürsorge für alle seine Mitmenschen bis herab zum Geringsten seiner Dienstleute. Man mußte ihm gut sein.

Roon war im Alter schroffer und reizbarer geworden, denn je. Die Jahre, die erbitterten Parlamentskämpfe, der mächtige Eindruck der welterschütternden Begebnisse mochten wohl das Ihrige dazu beigetragen haben. Freilich, der Wille, der einst diese Eigenschaften zurückgedämmt hatte, war noch mächtig in dem immer siecher werdenden Körper. Aber die Nerven versagten den Dienst. So mochte auch wohl manche kleine Ungerechtigkeit mit unterlaufen. Aber es darf nicht vergessen werden, daß es gerade diese scharfe, schneidige Art, diese verhaltene, dann plötzlich vorbrechende Glut seines Wesens war, auf welcher ein Teil seines Verdienstes beruht. Nur so war er geeignet in der Reformzeit den Gegnern des Königtums ein Paroli zu bieten. Als ruhiger Mann, frei von aller Leidenschaftlichkeit wäre er dazu nicht fähig gewesen, denn die Gewandtheit des Worts mangelte ihm zum großen Teil.

Immerhin war er bemüht, seine Fehler gut zu machen und seinen Angehörigen das alles im Alter zu vergelten, was sie ihm an Liebe gethan hatten.

Sein Leben war ein Kampf gewesen. Mit der harten Sorge, mit dem Ringen um das tägliche Brot, hatte es begonnen. Die Stürme des tollen Jahres hatten sein Herz zerrissen; der ewige Streit in der Konfliktszeit hatte ihn verbraucht. Nicht ohne schwere innere Kämpfe sollte es zu Ende gehen.

Sein Glaube begann zu wanken. Bereits aus dem Ende der 60er Jahre liegen Briefe vor, welche auf Zweifel

in Religionsdingen schließen lassen. Aber er war nicht der Mann, um sich durch die nüchternen Regungen des Verstandes das rauben zu lassen, was er für das Beste erkannt, an das seine Seele sich anklammerte als das sicherste Rettungsmittel. Für ihn war der Glaube kein Geschenk, das dem Nichtsthuenden in den Schoß geworfen wird; er war das Gut, das erst durch Kampf errungen werden muß. Und wie sonst, so blieb er auch in diesem seelischen Konflikte Sieger. Die Zweifel, die ihn noch wenige Tage vor seinem Ende heimsuchten, schlug er nieder; er starb gläubig als Christ.

Sein Denken hatte stets eine positive Richtung gehabt. Für die Gegenwart lebte er, für die Gegenwart wollte er wirken. So war ihm das Studium der Vergangenheit um ihrer selbst willen stets ungereimt erschienen; er wollte nur so viel von ihr wissen, als nötig war, um die Gegenwart zu verstehen. Jetzt, im Alter, ertappte er sich manchmal auf philosophisch-sentimentalen Gedanken. Seine Sinne waren viel auf die letzten Dinge gerichtet; fast in allen seinen Briefen spricht er darüber. Er machte sich zum Abmarsch bereit, wünschte sich doch noch eine Gnadenfrist, um hier auf Erden den Lieben seine Schulden zu bezahlen, sich völlig vorzubereiten auf das Jenseits. Er schrieb seinen letzten Willen nieder. Manchmal warf er sich vor, nicht genügend für seine Familie gesorgt zu haben. Er, der Treuesten und Liebreichsten einer!

An seinen König dachte er beständig. Ihn mußte er noch einmal sehen vor seinem Abgange zur großen Armee. Anfang 1879 war er wieder so weit, daß er die Reise wagen konnte. Am 8. Februar kam er in Berlin an, nahm im Hotel de Rome Quartier. Hier erkrankte er an einer schweren Lungenentzündung. Die Kinder wurden herbeigerufen. Am 21. begehrte er selbst das heilige Abendmahl; sein alter Freund, General-Superintendent Büchsel, reichte es ihm. Am Abend kam der Kaiser. Roons Gesicht strahlte*): „Majestät, welche Freude! wie dankbar bin ich." Die beiden alten Herren blieben lange zusammen. Als der geliebte Herr

*) Wir folgen hier, teils wörtlich, den Aufzeichnungen Frau von Roons.

ging, wies er mit der einen Hand nach oben: „Dort sehen wir uns wieder.“ An der Thüre drehte er sich noch einmal um: „Grüßen Sie die alten Kriegskameraden. Sie finden viele.“ Das war erschütternd. — Im anderen Zimmer hielt er sich das Tuch vor die nassen Augen und schluchzte.

Es war Roons letzte Freude. Die Schmerzen nahmen zu, er konnte kaum mehr sprechen; bald trat Bewußtlosigkeit ein. In den klaren Momenten mußte ihm seine Frau geistliche Lieder und Sprüche vorlesen. Am 23. früh segnete er seine Lieben. Gegen Mittag ging eine mächtige Erschütterung durch den großen Körper; dann ward's still. — Frau von Roon drückte ihm die Augen zu.

Seine Leiche wurde nach einem ergreifenden Trauergottesdienst, den Büchsel hielt, von der Garnisonkirche unter dem Geleit der vorgeschriebenen Trauerparade nach dem Görlitzer Bahnhof gebracht. Die königlichen Prinzen, voran der Kronprinz, gingen an der Spitze des Zuges; der Monarch war krankheitshalber verhindert. Der Sarg wurde dann in die Heimat überführt.

Von den vielen eingegangenen Beileidsschreiben war besonders herzlich das des Kaisers. Er schrieb:

„.... Ich kann es also heute nur wiederholen, was ich Ihnen an jenem unvergeßlichen Abend sagte: nicht nur den, in jeder dem Verstorbenen übertragenen Stellung ausgezeichneten Staatsmann beweine ich, sondern den Freund und den Menschen, der mir so lange mit Rat und That zur Seite stand, und immer aus dem Born schöpfte, der allein unser Gewissen leitet, aber auch segnet!

Das Andenken eines solchen Mannes erlöscht niemals und daneben die Dankbarkeit derer, für die er lebte und schuf. Mein Andenken und meine Dankbarkeit stehen oben an!“

In dem Krobnitzer Friedensthale, in der stillen, nach seinen Anordnungen erbauten Familiengruft, an der Seite seiner Lieben ruht der treue Mann aus von seinem langen, arbeits- und kampfreichen Leben.

Gott gebe dem Vaterlande viele solcher Männer.

Er schütze Kaiser und Reich!

Immelmann, Otto

Graf Albrecht von Roon, preußischer Kriegs- und Marine-Minister ein Lebens- und Charakter-Bild

Leipzig 1898